

DIE WELTWOCHEN



Liebe ist alles, was du brauchst

Im brodelnden Magma des Seins.

Norbert Bolz

Nutzlose Corona-Verbote

Die Wellen kommen und gehen – egal, was die Politik macht. *Alex Baur*

Weltwunder Landwirtschaft

Wie schlaue Bauern die Menschheit aus der Hungerfalle befreien.

Beat Gygi



DER NEUE CUPRA *LEON e-HYBRID* SPORTSTOURER

ES GIBT ZEITEN, DA FÄHRT
MAN FÜR ANDERE, UND
ES GIBT ZEITEN, DA FÄHRT
MAN NUR FÜR SICH SELBST.

Mit bis zu 52 km rein elektrischer Reichweite kombiniert
der neue CUPRA Leon e-HYBRID Sportstourer emissions-
freies Fahren im Stadtgebiet mit der ultimativen Fahrfreude
von total 245 PS sowie einer Gesamtreichweite von bis zu
677 km jenseits der City Limits.

CUPRAOFFICIAL.CH



New CUPRA Leon Sportstourer 1.4 e-HYBRID 245 PS 6-Gang DSG. Normverbrauch gesamt: 1.6 l/100 km, Stromverbrauch gesamt: 16.6 kWh/100 km, Benzinäquivalente gesamt: 3.4 l/100 km, CO₂-Emissionen gesamt: 36 g/km, CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 29 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: A. Mittelwert aller in der Schweiz erstmals immatrikulierten PWS: 174 g/km. Zielwert der bis Ende 2020 zu erreichenden CO₂-Emissionen: 115 Wg/km.



CUPRA

Der Lockdown ist der Jackpot

Die Corona-Pandemie hat bereits heute mehr für den Sozialismus getan als alle vereinigten Proletarier, sofern es sie noch gibt, und die sozialistischen Parteien dieser Welt zusammen.

Dieser Tage traf ich vor dem Bundeshaus einen Spitzenbeamten. Er machte einen abgekämpften Eindruck. Es regnete. «Die Dämme sind gebrochen», seufzte er.

Der Mann war früher linksliberal, gewiss kein Parteigänger der Rechten. Heute ist er entsetzt, wie kritiklos Bundesrat und Parlament die Schleusen öffnen.

Die Bürgerlichen, die Liberalen gibt es nicht mehr. Jedenfalls sind sie machtlos gegen die Verstaatlichung der Wirtschaft durch Corona.

Der Bund hat auf Kosten der Steuerzahler und unserer Kinder bereits gegen achtzig Milliarden Franken an Zahlungen und Bürgschaften bewilligt. Eben wurden die Nothilfefonds um 1,5 Milliarden aufgestockt.

Die Linken sind wie im Rausch, blendend ge-launt, supergut drauf. Jacqueline Badran, strahlend, gibt die Mutter Courage des Gewerbes. Freudig spendieren sie Geld, das ihnen nicht gehört.

Was ist los? Das Bundeshaus ist wie ein Spielcasino, in dem die Spieler die Codes der Geldmaschinen geknackt haben. Man weiss, wo man drücken muss, damit die Milliarden sprudeln.

Das ist keine flapsige Metapher. Genau so ist es. Staatliche Corona-Interventionen lohnen sich. Das haben die Politiker gemerkt. Je mehr der Staat verbietet, desto mehr muss er zahlen.

Der Lockdown ist der Jackpot. Darum rufen die Linken nach dem Staat. Darum fordern die Kantone schärfere Massnahmen.

Mehr Diktate von oben befreien von Verantwortung und bringen Geld.

Wer Widerstand leistet, wer die staatlichen Massnahmen hinterfragt, ist ein Zyniker, ein Ketzer, ein Mörder. Dieses Reputationsrisiko wollen die meisten nicht eingehen.

Die Propagandisten der Corona-Staatswirtschaft sind überzeugt, dass sie Menschenleben retten, wenn sie am Sonntag Bäckereien oder Tennisplätze schliessen.

Wenn Gefühle die Politik bestimmen, wird es gefährlich. Betroffenheit ist Trumpf. Gegen 6000 Corona-Tote, die meisten über achtzig, kommt niemand an.

Es geht um Leben und Tod. Darum kann mit Corona viel gewünscht und noch mehr geholt werden. Man legt Firmen still, schläfert sie ein, um sie mit Subventionen wieder künstlich zu beleben.

Der Zombie-Sozialismus ist nicht mehr aufzuhalten. Inzwischen sind viele Branchen freiwillig bereit, sich an die Herz-Lungen-

Das Bundeshaus ist wie ein Casino, in dem die Spieler den Code der Geldmaschinen geknackt haben.

Maschinen, an die Beatmungsgeräte des Staates anzudocken.

Die Chefarzte dieser Therapie heissen Cédric Wermuth und Mattea Meyer. Die Bürgerlichen

halten ein bisschen dagegen, während sich die Linken als Retter des Gewerbes feiern.

Geht es wirklich um Leben und Tod? Oder geht es um Geld, um Politik und um die Einführung von immer mehr Staat? Kaum zu sagen. Der Lockdown, lukrativ für viele, ist zu seinem eigenen Anreiz geworden.

Der zitierte Chefbeamte ist am Boden zerstört. «Wir glauben doch nicht, dass all die staatlich geretteten Betriebe und Existenzen jemals fallengelassen werden.»

Er hat recht. Was man heute rettet, darf morgen nicht sterben. Millionen Existenzen hängen jetzt am Staat. Das sind Millionen von Abhängigkeiten, die sich die Linken möglichst lange sichern wollen.

Früher gab es Krisen, kreative Zerstörung. Seit der Finanzkrise 2008 drucken die Staaten Geld, damit es keine Krisen mehr gibt. Die Schuldenparty bezahlen soll die nächste Generation.

Keine finsternen Mächte sind am Werk. Es stimmt, was der eben verstorbene Romancier John le Carré formulierte: «Es sind nicht Geld und Macht, die die Menschen korrumpieren. Es ist die Angst.»

Die Menschen haben Angst vor Corona. Dafür haben die Medien gesorgt. Und die Politiker, die keine Angst vor Corona haben, haben Angst vor den Medien. Darum behalten sie ihre Meinung für sich.

Wenn der Staat zahlt, müssen alle nehmen, sonst haben jene, die nichts nehmen, im Markt einen Nachteil gegenüber jenen, die nehmen. So werden alle in die Korruption getrieben.

Corona ist wie Krieg, nur ist es kein Krieg. Der Staat rüstet auf. Die Freiheit geht zugrunde. Nach dem letzten Krieg dauerte es Jahrzehnte, um aus dem Sozialismus wieder auszusteigen.

Vielleicht geht es heute schneller. Bald kommt die Impfung. Das Pharma-Wunder könnte die Panik beenden, etwas Vernunft und die Bürgerlichen zurückbringen.

Bis dahin müssen wir durchhalten. Zum Glück ist bald Weihnachten. Tauchen wir ab. Geniessen wir die Feiertage, diesen freiwilligen Lockdown der Besinnlichkeit am Ende eines ver-rückten Jahres. R. K.

Arthrose-
Drama
mit Happy-
Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Corona-Massnahmen, Stefan Hockertz, Emil Bührlé, Lob der Landwirtschaft

Obwohl die Zahl der Spitalweisungen und Todesfälle im Zusammenhang mit Covid-19 seit Anfang Dezember schweizweit stetig sinken, wurden auf die Festtage hin die Massnahmen gegen das Virus Zug um Zug verschärft. Doch lässt sich der Verlauf der Ansteckungen durch die Einschränkung von Gewerbe-, Versammlungs- oder Kulturfreiheit wirklich eingrenzen? Redaktor Alex Baur ging der Frage nach und stiess dabei auf Untersuchungen renommierter Forscher, die eindrücklich aufzeigen: Der Erfolg der Zwangsmassnahmen wird im gleichen Mass überschätzt, wie die Kollateralschäden unterschätzt werden. Die Länder mit dem rigidesten Corona-Regime hatten am meisten Tote zu beklagen. Anstatt von den Fehlern der Nachbarländer zu lernen und nach Alternativen zu suchen, kopierten sich die Regierenden weltweit gegenseitig und übertrafen sich mit sinnlosem Aktivismus. **Seite 22**

Weltweit ist in Zusammenhang mit Corona ein Wettbewerb um eine Impfung im Gang, wie es ihn zuvor noch nie gegeben hat. Einzigartig ist auch der Druck, unter dem die völlig neuartige, auf Gentherapie beruhende mRNA-Impfung in Rekordzeit entwickelt und bewilligt wurde. Stefan Hockertz, Professor für Pharmakologie und Toxikologie in Hamburg, warnt vor zahlreichen Risiken und Nebenwirkungen, die viel zu wenig erforscht seien. Hockertz ist notabene weder Gentech- noch Impfgegner, im Gegenteil: Er selber verdient mit seinen Pharmaunternehmen in der Schweiz und in Deutschland



Unternehmer und Kunsthistoriker:
Emil Bührlé.

gutes Geld. In einem exklusiv für die *Weltwoche* verfassten Gastbeitrag erklärt Hockertz, warum er die grossangelegten Impfkampagnen trotzdem für ein verantwortungsloses Massenexperiment am Menschen hält. **Seite 25**

Regierungsrätin Jacqueline Fehr und Stadtpräsidentin Corine Mauch schwankten an der Medienkonferenz zwischen Betroffenheit und Empörung. Es ging um die Waffengeschäfte von Emil Bührlé im Zweiten Weltkrieg, die sie anhand von zwei historischen Studien untersuchen liessen. Die beiden SP-Politikerinnen werden aber an der Eröffnung des neuen Zürcher Kunsthauses voll Stolz in die Kameras lä-

cheln, wenn dort Bührlés weltberühmte Bildersammlung neu präsentiert wird. Wer war Emil Bührlé, ausgebildeter Kunsthistoriker, der zum erfolgreichen Unternehmer und reichsten Schweizer aufstieg? Dies schildert der Historiker Daniel Heller, der mit seinem Team erstmals die Firmenarchive einsehen konnte und ein Buch über Bührlé verfasst hat. **Seite 44**

Welche Landwirtschaft wollen wir? In nächster Zeit wird die Debatte über die Ausrichtung der Schweizer Agrarpolitik intensiver. Der Bundesrat hat seine Vorstellungen für die Jahre ab 2022 vorgestellt, zudem stehen Initiativen über das Verbot von Pflanzenschutzmitteln bevor. Grünurbane Interessengruppen möchten eine möglichst reinliche Landwirtschaft ohne chemische Hilfsstoffe und Futtermittel. Andere möchten lieber eine möglichst effiziente Produktion der traditionelleren Art und argumentieren, dass man die Eigenversorgung des Landes ein Stück weit sichern müsse. Gerade in der Corona-Zeit hat sich gezeigt, zu welchen Leistungen die heutige Landwirtschaft fähig ist. Ohne grosse Show versorgt sie die Bevölkerung mit den nötigen Nahrungsmitteln. Geradezu gewaltig ist die Leistung der Branche, wenn man die Innovationen und Produktivitätsfortschritte der Bauern weltweit über die vergangenen Jahrhunderte anschaut. Die Menschheit wurde aus Armut und Hunger befreit und erhielt damit Spielraum, um laufend neue Dinge zu entwickeln. **Seite 34**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**BMW
MOTORRAD**



SOUL IS ALL THAT MATTERS

DIE NEUE BMW R 18

MAKE LIFE A RIDE



Corona-Politik im Blindflug: Seite 22



Love is all you need: Seite 16



Lob der Landwirtschaft: Seite 34

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Alain Bersets Powerplay
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Guy Parmelin
- 10 Tagebuch
Gölä
- 13 Bern Bundeshaus
Nachtarbeit für Ignazio Cassis
- 14 Blick in die Zeit
- 16 Liebe ist alles, was du brauchst
Norbert Bolz über den Sinn des Lebens
- 18 Personenkontrolle
- 18 Inside Washington
- 20 Mörgeli Die Gutmenschenkatze
beisst sich selbst
- 20 Doppelmoral Lukas Engelberger
macht sich unglaubwürdig
- 21 Peter Bodenmann
Ich wäre gerne Versuchskaninchen
- 22 Aktivismus um jeden Preis
Wirkungslose Corona-Massnahmen
- 24 Drohen, Drängen, Daumenschrauben
Grossbritannien bietet der EU Paroli
- 25 Gefährliches Menschenexperiment
Die neue Sars-CoV-2-Impfung
- 26 Viel Lärm um wenig Ermittlungen
gegen UBS-Chef Ralph Hamers
- 27 Katharina Fontana
Mehr Ständemehr, bitte
- 28 Kalifornische Albträume
Was läuft schief im einstigen Eldorado?

- 30 Seine Stärke war seine Offenheit
Nachruf auf Silvio Borner
- 31 Herodot
- 32 Markus Söders Wandlungen
- 33 Kurt W. Zimmermann
Wie Fake News salonfähig wurden
- 34 Weltwunder Landwirtschaft
Die grossartige Leistung der Bauern
- 36 Islamismus, richtig bekämpft
Analyse von Hans-Georg Maassen
- 37 Föderalismus
Rezept zur Krisenbewältigung
- 38 Die Familiengeschichte ist Geschichte
Regionalzeitungen im Umbruch
- 39 Die Niederlande setzen auf Atomstrom
- 40 Russlands Griff nach der Arktis
Wettrennen um das Polarmeer
- 42 Gesundwerden mit Aussicht
Marco Gebbers von der Seeklinik Brunnen
- 43 Körzis Hollywood
- 44 Emil Georg Bührle
Kunsthistoriker als Waffenhändler
- 47 Henryk M. Broder
Steinmeiers Prüfung
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf David John Moore Cornwell
alias John le Carré
- 50 Beat Gygi
Europas Geldpolitik ist zementiert

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Mein Buch des Jahres
Empfehlungen für lange Winterabende

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Zeitgeist statt Glamour
Vanity Fair- Chefin Radhika Jones
- 60 Film «Mank»
- 61 Jubiläumsloch
Beethoven-Jahr 2020
- 62 Games
Among Us
- 63 Design Wild Thing
- 63 Jazz Phil Woods

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ...
Frédéric Arnault,
Uhrenunternehmer
- 72 Miley Cyrus
Endlich Herrin ihres eigenen Lebens
- 74 Tamara Wernli
Hat der *Playboy* ausgedient?

Château Lascombes Benjamin Leroux Catena Zapata Château La Violette Chiara Boschis Feudo Maccari Champagne Billecart-Salmon
 Domaine Paul Jaboulet Aîné Château La Lagune Tenuta del Terriccio Roberto Voerzio Armagnac Sempé Paolo Scavino Château Gazin
 Château Lafleur Bruno Giacosa Bodegas Altanza Caiarossa Château Margaux Pahlmeyer Château Pavie Marchesi Mazzei
 Podere Giodo Bibi Graetz Clos Fourtet Château Cheval Blanc Harlan Estate Château Angélu Quinto do Noval Chiappini
 Château Beauséjour Duffau Lagarosse Azienda Agricola Zýmē Tenuta di Trinoro & Passopisciaro Château Grand Puy Ducasse
 Champagne Barons de Rothschild Château Ducru Beaucaillou Calvo Casajus Château Musar Terras Gauda Gialdi & Brivio
 Biondi-Santi Château Coutet Pratum Coller Château Kirwan Château Pichon Longueville Baron Château Mouton Rothschild
 Piero Busso Cantina Monti Château Talbot Klein Constantia Clos Apalta Tenuta Luce Frédéric Magnien Château d'Yquem
 Château La Mission Haut Brion Domaine de la Vieille Julienne Château Les Carmes Haut-Brion Champagne Pointillart Leroy
 Bodegas Perez Barquero Château Église Clinet Montevetrano Champagne Henri Giraud Domaine Alphonse Mellot Uccelliera
 Château Chasse Spleen Champagne Michael Genet Sassicaia Delea Vieux Château Certan Château Domaine de Chevalier
 Toro Albalà Château Figeac Olivier Leflaive Château Meyney Luciano Sandrone Château Clinet Diesel Farm Château Pétrus
 Château Tour Saint Christophe Château Malescot Saint-Exupéry Château Ausone Tenuta San Guido Fattoria Petrola Ornellaia
 Castellare di Castellina - Rocca di Frassinello Château Nénin Opus One Château Le Pin Domaine A-F Gros Ca del Baio
 Château Beychevelle Fratelli Alessandria Château Palmer Domaine de la Barroche Château La Dominique Almaviva
 Cheval des Andes Château Montrose Château D'Issan Casanova di Neri Château Quintus Château Rieussec
 Château Rauzan-Ségla Zanini & Vinattieri Moris Farm Champagne De Venoge Hacienda Monasterio Calera
 Masseto Maison Chavy-Chouet Domaine Trimbach Giuseppe Rinaldi Château Valandraud Tignanello
 Nikolaihof Fattorie Le Pupille Château Clerc Milon Podere Orma Château Fombrage Château Canon
 Château D'Armailhac Trapletti Château Du Tertre Château L'Évangile Castello di Morcote Redigaffi
 Domaine Zind Humbrecht Señá St Michael Eppan Samaroli Château Laroque Domaine Hubert Lignier
 Château Lafite Rothschild Bartolo Mascarello Vietti Château Grand Puy Lacoste Domaine de L'Île Delea
 Tenuta il Poggione Château Trotte Vieille Masciarelli Oasi degli Angeli Caparzo Château La Gaffelière
 Château Latour Tenuta di Biserno Château Fieuzal Sassicaia Clos Fourtet Domaine Alphonse Mellot
 Château Pichon Longueville Comtesse Lalande Château Pape Clément Château Smith Haut Lafitte
 Marchesi Mazzei Château Cheval Blanc Chiappini Château Les Ormes De Pez Château Péby Faugeres
 Château Beauséjour Bécot Château La Tour Carnet Tenuta Luce Château Labégorce Château Lafleur
 Château La Conseillante Château Mauvesin Barton Château Bellevue-Mondotte Château Pavie Macquin
 Jayson Domaine Trévallon Château Phélan Ségur Château Léoville Poyferré Château Haut Batailley
 Château Brane Cantenac Château Tronquoy Lalande Château Branaire Ducru Château Léoville Barton
 Château Malartic Lagravière Château de Beaucastel Domaine du Pegau Château Suduiraut Caiarossa
 Pahlmeyer Château Lagrange Château de la Tour Château Léoville Las Cases Château Haut Bailly
 Château Calon Ségur Champagne Billecart-Salmon Château Lynch Bages Domaine Paul Jaboulet Aîné
 Domino de Pingus Chiara Boschis Château Ferrière Paolo Scavino Château Berliquet Château Potensac
 Château Duhart Milon Feudo Maccari Podere Giodo Château Cos D'Estournel Château Sociando Mallet
 Champagne Billecart-Salmon Château Lafleur Señá Champagne Barons de Rothschild Bodegas Altanza
 Benjamin Leroux Château Les Carmes Haut-Brion Château Angélu Bruno Giacosa Château d'Yquem
 Cantina Monti Château La Lagune Château Gazin Tenuta del Terriccio Château Pavie Harlan Estate
 Château Lascombes Armagnac Sempé Almaviva Château Pontet Canet Château Canon La Gaffelière
 Quinta do Noval Roberto Voerzio Château Kirwan Château Montrose Olivier Leflaive Gialdi & Brivio
 Château Margaux Pratum Coller Château Giscours Azienda Agricola Zýmē Calvo Casajus Piero Busso
 Frédéric Magnien Luciano Sandrone Catena Zapata Château Coutet Klein Constantia Château Ausone
 Champagne Louis Roederer Château Pavie Decesse Domaine A-F Gros Fattoria Petrola Château Clinet



ARVI, dein Wein... auch zu Weihnachten.

COUNTDOWN BIS WEIHNACHTEN

Verpassen Sie nicht die unglaublichen Angebote. Ab dem 1. Dezember auf ARVI.CH



Alain Bersets Powerplay

Beim Erpressungsversuch einer Frau setzten der Innenminister und seine Berater drei Wochen lang auf Hinhaltenaktik. Nach Bersets Wiederwahl schlugen sie erbarmungslos zu.

Christoph Mörgeli

Die heutige Mediensituation in der Schweiz präsentiert sich eigenartig: So feierte die letzte *NZZ am Sonntag* den Spindocteur von Bundesrat Alain Berset mit buntem Bild und begeisterten Worten. Kommunikationschef Peter Lauener habe anlässlich des Erpressungsversuchs gegen seinen Chef alles richtiggemacht – nämlich den Flächenbrand rasch unter Kontrolle gebracht, Berset als Opfer dargestellt und die Affäre als Privatsache eingegrenzt. Die Journalistin Rafaela Roth lobte das behördliche Abdichten, Zudecken und Erstickten einer Affäre, in die ein Mitglied der Landesregierung verstrickt ist. Das ist so absurd, wie wenn die Medien seinerzeit dem amerikanischen Präsidenten Richard Nixon dafür applaudiert hätten, dass er die Watergate-Tonbänder löschen liess.

Unmittelbar vor den Bundesratswahlen

Tatsächlich erwischte das erpresserische Schreiben einer 34-jährigen Künstlerin Innenminister Berset am 21. November 2019 auf dem falschen Fuss. Per E-Mail und unter Beilage von sieben Dokumenten forderte sie ihn knapp drei Wochen vor den alle vier Jahre stattfindenden Gesamterneuerungswahlen des Bundesrats auf, ihr die «ausstehende Schuld» von 100 000 Franken zu überweisen. Bei Nichtbezahlen, so liess sie ihn wissen, werde sie in der Öffentlichkeit eine konkrete Geschichte verbreiten, die für Berset sehr unangenehme Folgen habe. Die gegenseitige Bekanntschaft geht auf eine offizielle Auslandsreise von Berset zurück, bei der er der Kulturschaffenden erstmals begegnet ist. Er besuchte später inkognito in Zürich auch mindestens einen ihrer öffentlichen Auftritte.

Dem ersten E-Mail folgten vier weitere, in denen die Frau ihre Anschuldigungen gegen Berset bekräftigte und in Aussicht stellte, sie werde bei Nichtbezahlen «Beweise offenlegen» und «alles auf den Tisch legen». In der vierten Nachricht vom 9. Dezember 2019 – zwei Tage vor der Bundesratswahl – erweiterte sie ihre Vorwürfe um eine zusätzliche Beschuldigung.

In dieser überaus kritischen Zeit unternahmen Alain Berset, Kommunikationschef



Resolutes Vorgehen:
Bundesrat Berset.

Peter Lauener und der beigezogene Anwalt Patrik Eisenhut alles, um den Skandal nicht eskalieren zu lassen. Sie hielten per E-Mail und Telefon ständigen Kontakt mit der Erpresserin. Am Tag der Bundesratswahl wurde mit ihr sogar ein Termin für die Geldübergabe vereinbart, um sie für diese kritische Zeitspanne ruhigzustellen. Der Innenminister hatte vorgängig Bundespräsident Ueli Maurer sowie Justizministerin Karin Keller-Sutter informiert, dass diese Geschichte allenfalls auffliegen könnte.

Am Morgen der Bundesratserneuerungswahlen vom 11. Dezember 2019 stand Alain Berset unter ungewöhnlicher Anspannung. Er erhielt 214 von 230 gültigen Stimmen nebst viel Applaus. Der *Blick* träumte bereits von einer Rochade im Bundesrat mit einem weltgewandten Aussenminister Berset. Doch kaum war er im Amt bestätigt worden, schlugen seine Berater unbarmerzig zu. Anwalt Eisenhut reichte am nächsten Tag eine Strafanzeige bei der Bundesanwaltschaft ein. Damit konnte er bei der Frau so viel Druck aufbauen, dass sie sich gleichentags von ihrer Geldforderung distanzierte, eine ihrer Behauptungen zurücknahm und die Originale der E-Mails und Fotos an Berset zurückschickte.

Das Team um den SP-Bundesrat wollte der Frau unter allen Umständen das gesamte Erpressungspotenzial entwinden. Bereits am Folgetag, dem 13. Dezember, drangen Poli-

zisten frühmorgens ins kleine Haus der Frau am Zürichsee ein. Sie nahmen die allein-erziehende Mutter eines Fünfjährigen für acht Stunden in Polizeihaft und konfiszierten sieben Datenträger: zwei Laptops, vier Smartphones sowie eine SIM-Karte. Dieses resolute Vorgehen lässt es als wenig glaubwürdig erscheinen, dass das Erpressungsmaterial völlig harmlos war, wie Bersets Departement später versicherte.

«Es wurde kein Rappen bezahlt»

In der Folge bemühten sich Bundesanwaltschaft und Bundeskriminalpolizei ein halbes Jahr lang, von der Frau das Einverständnis zur Löschung sämtlicher Daten bis auf die Werkeinstellung zu erlangen. Am 16. Juni 2020 erklärte sie endlich ihre Bereitschaft; erst im Oktober wurden ihr die Geräte zurückgegeben. Dass die Künstlerin in prekären finanziellen Verhältnissen mit Geld zum Einlenken bewogen worden ist, wird in Bern heftig bestritten: «Es wurde kein Rappen bezahlt», versicherte Anwalt Eisenhut.

Wie der spätere Strafbefehl betont, liege es nicht im Interesse von Bundesrat Berset, dass die inhaltlichen Vorwürfe «an die Öffentlichkeit» gelangten: Es seien «gewichtige Geheimhaltungsinteressen sowohl in persönlich-familiärer als auch in beruflicher Hinsicht ausgewiesen». Die geschwärzten Stellen und damit die beschränkte Einsicht in den Strafbefehl begründete die Bundesanwaltschaft mit einem druckfrischen Aufsatz von Monika Simmler über die «Einsicht der Medien in Strafbefehle». Die Dreissigjährige sitzt im Kantonsparlament und war vier Jahre lang Präsidentin der SP des Kantons St. Gallen. Simmlers Beitrag erschien im Sommer-Vierteljahreshaft 2020 der Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht. Der geschwärzte Strafbefehl wegen versuchter Erpressung datiert vom 14. September 2020. So gesehen, kam Simmlers Plädoyer für eine Schwärzung, «falls durch eine volle Einsicht Interessen eines Verfahrensbeteiligten ernsthaft gefährdet würden», für Parteikollege Alain Berset fast wie bestellt.

Lieber Guy Parmelin

Vielleicht sind Sie auch als Bundespräsident, was Sie in der Schule waren, Klassenbesten. Wer weiss. Jedenfalls finde ich es recht penibel, mit welcher Überheblichkeit die dominanten Deutschschweizer Medien Ihnen die Vorschusslorbeeren verweigern. Wie sogar das angeblich neutrale SRF zweifelte, ob Sie für das wichtige Amt geeignet seien. Es erinnert an den Rauch, den NZZ-Akademiker steigen liessen, als Dölf Ogi gewählt wurde.

Er hat ja immer gesagt, es sei gar nicht so schlecht, am Anfang unterschätzt zu werden. Ich wage vorauszusagen, dass Sie das Potenzial dazu haben, ein sehr populärer Bundespräsident zu werden. Was im schwierigen Jahr 2021 nicht schaden könnte. Warten wir's ab.

Bei den von leichter Häme durchzogenen Kommentaren zu Ihrem brillanten Wahlergebnis schimmert die alte Verachtung der Intellektuellen für den Weinbauern durch,



Intelligenz und Leader-Qualitäten:
Bundespräsident Parmelin.

der kein Uni-Studium hat, nicht gut Englisch spricht und kein magistral distanzierendes Verhalten hat. Herablassend werden Sie als «der nette Herr Parmelin» apostrophiert.

Wir Welschen wissen, dass unser «Guylou» schon als junger Bursche durch Intelligenz auffiel, früh Leader-Qualitäten zeigte, immer

nahbar blieb, zuhören konnte. Vielleicht mag es viele irritieren, dass selbst Linke und Grüne nicht anders können, als Sie gut zu finden. Weil Sie zwar stramm auf der SVP-Linie politisieren, aber stets zum Ausgleich neigen, sich superkollegial verhalten und gegenüber den Bauern und in der Europafrage einen gewissen Mut beweisen.

Wenn dann noch prominente Linke wie der Waadtländer Ex-Regierungsrat Pierre-Yves Maillard davor warnen, Sie zu unterschätzen, weil Sie «klüger und zielstrebig sind, als viele meinen», ist die Verunsicherung von links bis rechts noch grösser.

Vielleicht sind Sie ja der meistunterschätzte Bundesrat. In der Deutschschweiz. Eigentlich gar nicht schlecht für den Start als Bundespräsident. *Bonne chance!*

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Gölä



Ich hasse Winter. Schnee und Kälte mag ich nicht, auch wenn ich am Morgen gerne Feuer mache, um mir einen Kaffee zu kochen und warm zu duschen. Wir leben ohne Strom- und Wasseranschluss und, so gut es geht, autark. Das ist unser kanadischer Traum, mit fünfzehn Geissen und drei Hunden, alles verteilt auf vier Hektaren Land. Das liebe ich.

Wir leben in einer Traumwelt. Schau ich aus dem Fenster, sehe ich zwei Seen, den Thuner- und Brienersee, und am Horizont, ohne Nebel und Wolken, bis in den Jura und nach Nidwalden. Ich denke mir oft, dass es für mich rentiert, so abgelegen zu wohnen. Hier liegt mein Glück, die Freiheit, die ich suche, und, wenn man so will, das bisschen Abenteuer. Hier schaut dir keiner in die Hütte, ich kann machen, was ich will, auch ohne Fensterstoren. Hier ist die Welt noch in Ordnung.

Soeben verkaufte ich ein Haus. Mein Geld, das ich verdiente, ist zur Gänze in Immobilien investiert, sofern ich es nicht für Töffs oder Autos verjubelte. Ich kaufe billige Abrissstätten, wenn ich darin eine kostbare Ruine sehe, um sie dann herzurichten. Meine letzte Baustelle überdauerte zwanzig Jahre, weil ich neben der Musik nur wenig Zeit habe – ausser jetzt, während Corona. Als alles stillstand, rotierte die Baubranche weiter. Draussen gibt's kein Home-Office.

Musik ist tote Hose. In den letzten ein- und-a-half Jahren schrieb ich, vielleicht, vier Lieder. Den Rest arbeitete ich auf dem Bau. Im Alltag höre ich meistens die gleichen CDs, am liebsten meinen alten Südstaaten-Rock, gerne auch Soul, vor allem Percy Sledge. Es

sind Interpreten wie Kid Rock, die ich mag, natürlich auch Jimmy Barnes, meinen australischen Helden. Gute Musik ist gute Musik.

Mein Lichtblick sind meine Kinder. Wegen ihnen lasse ich den Kopf nicht hängen und weiss, wofür ich jeden Tag arbeiten gehe – für sie und unsere Zukunft. Meine Familie ist mein Ein und Alles, mein Sinn des Lebens.

Kürzlich fragte mich meine Tochter, ob ich ein Haus, das ich kaufen wollte, auch bekam. Ich sagte: «Nein, es klappte nicht», sie antwortete nur: «Okay, gehen wir spielen?» Ende der Diskussion, das Leben ging weiter. Von dieser Unbeschwertheit könnten wir viel lernen. Sie erinnert mich an den Spruch: «Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähl ihm von deinen Plänen.» Man kann planen, was man will, Einfluss hat man doch fast keinen. Wer hat schon eine Garantie, ein langes Leben zu führen? Ich glaube ans Schicksal, wenn auch nicht an ein unumstössliches. Der Mensch trägt viel zu seinem Glück bei. Irgendetwas ist aber vorbestimmt, und sei es auch nur, wo wir das Licht der Welt erblicken.

Unglaublich, was alles hinausposaunt wird, ohne auch nur zweimal zu überlegen. Kürzlich dachte ich über die Forderung «Junge in die Politik» nach. Dabei fiel mir auf, dass sich die Befürworter meist, zu Recht, für Indianer oder Ureinwohner einsetzen. Nur, in diesen Stämmen gibt es – komischerweise – den Ältestenrat.

Früher hockte ich ab und zu in einer Beiz. Mit mir sassen Linke und Rechte am Stammtisch. Querbeet verbrachten wir schöne Abende, mit Zigaretten und Alkohol, ohne einander die Köpfe einzuschlagen. Mir fehlt diese Stammtisch-

mentalität; mir fehlt, dass wir uns nicht mehr in die Augen schauen, sondern uns online mit *Schlämperlig* bewerfen. Die Leute haben keine Ansichten mehr, sondern ein Gemisch von Glauben und Politik. Andersdenkende verkommen zu Gegnern, gelten nicht als jemand mit einer anderen Meinung. Wer ausschert, wird bekämpft, anstatt mit Argumenten überzeugt. Es ist nicht mehr, wie es vor zwanzig Jahren war – vielleicht auch, weil mit dem Rauchen am Stammtisch etwas verboten wurde, das Menschen zusammenbrachte.

Vor zwei Jahren, als ich es mir für einmal nicht vorgenommen hatte, hörte ich mit dem Rauchen auf. Meine Frau raucht weiter Zigaretten, ich kann und will es ihr nicht verbieten. Damit wir am Morgen, wenn wir Kaffee trinken, noch etwas gemeinsam haben, paffe ich Villiger Krumme. Wir sitzen dann jeweils wie ein altes Ehepaar vor der Hütte.

Weihnachten feiern wir, weil wir es den Kindern nicht vorenthalten wollen. Für mich verkam das Fest aber zum Ebenbild unserer Konsumgesellschaft. Wir haben alles, unsere Kinder sowieso. So kommt bei Kleinigkeiten, bei gestrickten Socken etwa, keine Freude auf, das ist heutzutage zu wenig. Wer aber bekommt, was er oder sie sich wünschte, legt es schnell wieder weg, ohne es zu schätzen. Wir sind vom richtigen Weg abgekommen. Wir konsumieren, bis die Welt futsch ist. Ich schenke daher nichts an Weihnachten. Meine Töchter bekommen das ganze Jahr über meine Liebe und zwischendurch ein Geschenk, wie zuletzt ein Donald-Duck-Heftli.

Marco Pfeuti ist ein Schweizer Rockmusiker. Er ist bekannt als «Gölä».

WELTWOCHEN daily



www.weltwoche.ch

Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.
- Roger Köppels Kult-Podcast neu auch freitags.

Die andere Sicht, unabhängig,
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche.ch.





Wir vernetzen Entscheidungsträger



Wir vernetzen Entscheidungsträger

EXKLUSIV
EINZIGARTIG
HANDVERLESEN

29. KNOW
HOW PLACE
21.04.2021
www.kummlli.com



«Täglich vernetzen wir
ausschliesslich Entscheider -
LinkedIn auf persönlichem Weg»

Michelle Rütli-Kummlli
CEO

Nachtarbeit für Ignazio Cassis

Die SP-Bundesräte Alain Berset und Simonetta Sommaruga bestimmen das Geschehen. Warum duldet das die bürgerliche Mehrheit?

Geht es nach Gesundheitsminister Alain Berset (SP), soll der Bundesrat am Freitag einen Eskalationsmechanismus absegnen. Je nachdem, was gewisse Indikatoren anzeigen, sollen die Massnahmen verschärft oder gelockert werden. Am Montag holte Berset die Kantone ins Boot. Der Nimbus, den er noch im Frühjahr 2020 genoss, als ihn viele Medien für sein Krisenmanagement lobten, ist aber weg.

So gibt es im Parlament Zweifel am Eskalationskonzept. Eine Schlüsselgrösse ist der sogenannte Reproduktionsfaktor (R-Wert), der darüber Aufschluss gibt, wie viele Personen eine infizierte Person ansteckt. Am Freitag nannte Berset einen R-Grenzwert von 1 als Ziel, am Montag liess er verlauten, gefragt sei eine Reproduktionszahl von unter 0,8. Von diesem Wert hängt es unter anderem ab, ob strengere Regeln in Kraft treten. Offenbar schraube er ständig an den Schlüsselfaktoren seines Konzepts, kritisiert ein Nationalrat.

Das sei typisch für Berset heute, sagen andere. Er wolle sich nicht mehr festlegen, bringe stets neue Varianten für seine Pläne ins Spiel – und verwirrt damit manchmal Freund und Feind. So kommunizieren der Gesundheitsminister und Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga nicht immer im Gleichschritt. Nach der ausserordentlichen Bundesratssitzung am Dienstag sprach Berset von einer auf hohem Niveau stagnierenden Situation, Sommaruga dagegen von einem exponentiellen Wachstum der Fallzahlen.

Sogar Amherd nervt sich

Gemessen am kommunikativen Corona-Feuerwerk, welches das SP-Duo seit Wochen aufgezogen hat, könnte man meinen, die Schweiz stünde unmittelbar vor dem Kollaps. Es läuft immer nach dem gleichen Muster ab: Zuerst wird eine Reihe von geplanten Massnahmen an die Öffentlichkeit gespielt oder kommuniziert, dann pfeift der Gesamtbundesrat den Gesundheitsminister wieder etwas zurück. Noch ehe man weiss, wie die neuen Massnahmen greifen, folgt ein Aufschrei über dramatische Zustände in Berset wohlgesinnten Medien, wo-

rauf er im Gespann mit Sommaruga weitere Verschärfungen ins Auge fasst.

Die Frage ist, weshalb die anderen Bundesräte das alles mitmachen. Berset habe einen schwierigeren Stand in der Regierung als auch schon, versichern gutinformierte Kreise. Selbst die verbündete CVP-Bundesrätin Viola Amherd, die meistens alle von Berset vorgeschlagenen Massnahmen fast widerspruchslos mitträgt, nerve sich zuweilen im trauten Kreis über den SP-Mann. Im bürgerlichen Lager stehen besonders die Bundesräte von SVP und FDP unter Beobachtung, welche die Mehrheit stellen. Bisher hat man aber nicht den Eindruck, dass sie die Berset/Sommaruga-Corona-Party stören würden.

Laut bundesratsnahen Kreisen soll sich Aussenminister Ignazio Cassis vergangene Woche über die von Berset eingebrachte lange Liste an weiteren Verschärfungen geärgert haben. Gegenüber einem befreundeten Parlamentarier klagte er, das Papier sei erst spät am Abend hereingekommen, er habe sich dann bis drei Uhr «mit diesem Mist befassen müssen». Dem Vernehmen nach soll Cassis bei den Corona-Diskussionen im Bundesrat Berset auch regelmässig auffordern, endlich genaue Zahlen

über die tatsächliche Situation in den Schweizer Spitälern vorzulegen. Berset habe diese bisher nie beibringen können oder wollen.

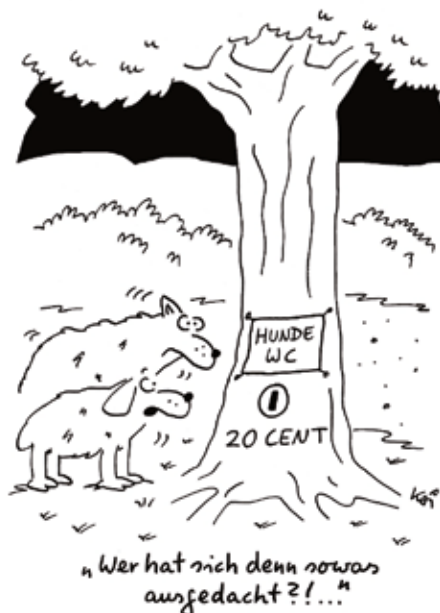
Muss er auch nicht. Er hat inzwischen den Dreh gefunden, wie er den Bundesrat auf Kurs bringen kann. Laufe die Diskussion gegen ihn, gebe er seinen Kollegen zu verstehen, er werde den Entscheid so nicht kommunizieren, schildern gutinformierte Kreise. Da die Regierung vermeiden will, das Bild einer zerstrittenen Behörde abzugeben, bekomme er jeweils die gewünschte Mehrheit für seine Pläne zusammen.

Eine Art Brückenfunktion

Als bürgerliche Wackelkandidaten gelten dabei die Ostschweizerin Karin Keller-Sutter und manchmal auch der konfliktscheue Wirtschaftsminister Guy Parmelin. Dass die FDP-Bundesrätin tatsächlich eine Art Brückenfunktion zwischen rechts und links im Bundesrat übernehme, wie Medien geschrieben haben, wird in anderen Departementen bestritten.

Fakt ist, dass viele Massnahmen im Bundesrat ohne bürgerliches Zutun nie beschlossen worden wären. Diese gehen längst auch Parlamentariern gegen den Strich, von denen man eigentlich nicht gewohnt ist, dass sie Entscheide der Regierung in Frage stellen. Allen voran FDP-Nationalrätin Christa Markwalder. Sie forderte in der «Arena» des Schweizer Fernsehens einen Stresstest für alle von den Behörden beschlossenen Massnahmen. Diese müssten auf ihre Wirksamkeit und Verhältnismässigkeit überprüft werden.

Dass Berset in den letzten Wochen nicht mit allen Plänen durchkam, ist für die Gegner ein schwacher Trost. So wurde der SP-Bundesrat zurückgepfeifen, als er den Skigebieten mit nicht umsetzbaren Auflagen das Leben schwer machen wollte. Doch das könnte sich zugunsten von Berset schnell wieder ändern. Kommt das Eskalationskonzept, dann gibt es kein Hin und Her mehr zwischen Kantonen, Bundesrat und Parlament. Wenn die Indikatoren auf Rot stehen, greifen sofort die dafür vorgesehenen verschärften Massnahmen. Und dann hat nur noch einer das Sagen: SP-Bundesrat Alain Berset.



BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Die grossen Tech-Unternehmen messen mit zweierlei Mass. Im Oktober sperrte Twitter den Account der *New York Post*. Die Zeitung hatte über dubiose Geschäftspraktiken von Joe Bidens Sohn berichtet.

Die Informationen seien illegal beschafft worden, lautete die Begründung. Die *New York Times* veröffentlichte unterdessen geheime Details aus Donald Trumps Steuerunterlagen, ohne dass Twitter einschritt.

Ein anderes Beispiel: Seit Wochen versieht Twitter die Nachrichten von Donald Trump mit Warnhinweisen. Wenn der iranische Revolutionsführer Ajatollah Ali Chamenei den Untergang Israels beschwört, bleibt Twitter stumm. Es gelten unterschiedliche Standards.

Das zeigt auch die Geschichte des früheren *New York Times*-Reporters Alex Berenson. Er veröffentlichte in diesem Jahr drei Bücher über die Corona-Krise. Darin beschäftigt er sich kritisch mit dem Krisenmanagement der Regierungen.

Im Juni entfernte Amazon das erste Buch aus dem Angebot. Nachdem grosse Medien darüber berichtet hatten, kam man auf den Entscheid zurück.

Kürzlich publizierte Berenson den dritten Teil seiner Recherche. Erneut blockierte Amazon den Verkauf, wogegen sich Berenson erfolgreich wehrte.

Der Fall ist interessant, auch weil Amazon das Recht auf freie Meinungsäusserung gern verteidigt. Noch im Februar teilte das Unternehmen mit: «Als Buchhändler sind wir der Meinung, dass es wichtig ist, den Zugang zum geschriebenen Wort zu ermöglichen, auch zu Büchern, die manche vielleicht als anstössig empfinden.»

Damals ging es um die Frage, ob man Propagandamaterial aus der Nazizeit verkaufen solle, etwa das antisemitische Kinderbuch «Der Giftpilz», herausgegeben von Julius Streicher. Erst nach Protesten verzichtete Amazon darauf. «Mein Kampf» von Adolf Hitler ist dort bis heute erhältlich.

Kurz: Während Hitler bei Amazon als unbedenklicher Autor gilt, wurde Berenson unterdrückt.

Dabei sind seine Äusserungen alles andere als justiziabel: «Ich glaube einfach, dass viele Massnahmen zur Bekämpfung des Coronavirus schädlich, kontraproduktiv und wissenschaft-

Während Adolf Hitler bei Amazon als unbedenklicher Autor gilt, wurde Alex Berenson unterdrückt.

lich nicht fundiert waren.» Berenson sieht sich damit auf einer Linie mit den Wissenschaftlern der Great Barrington Declaration.

Handelt es sich bei Amazons Intervention um ein Versehen, einen Einzelfall? Berenson verneint. Mindestens ein halbes Dutzend andere Autoren hätten ihm von ähnlichen Erfahrungen berichtet, schreibt er im *Wall Street Journal*. Er sieht ein «neues Zeitalter der Zensur» heraufziehen.

Ob es so schlimm ist? Am Ende darf sich Berenson als Gewinner fühlen. Der Zensurversuch bescherte ihm ungeahnte Aufmerksamkeit. Seine Corona-Bücher haben sich inzwischen eine Viertelmillion Mal verkauft. Der dritte Band ist bei Amazon die beliebteste Neuerscheinung im Bereich Epidemiologie.

Wo Berenson recht hat: Die grossen Tech-Unternehmen haben ein Zensurproblem.

Das ist spätestens seit dem amerikanischen Wahlkampf offensichtlich. Übrigens ermittelt das FBI gegen Joe Bidens Sohn, wie dieser Tage bekannt wurde.

Wer in der deutschen Politik etwas werden will, orientiert sich am besten an Konrad Adenauer: sechzehn Jahre CDU-Chef, vierzehn Jahre Bundeskanzler, allseits geachtete Gründerfigur.

Jens Spahn, CDU-Grande, deutscher Gesundheitsminister, hat grosse Ambitionen. Vor zwei Jahren bewarb er sich mit erst 38 als Parteichef. Das Amt des Kanzlers traut er sich zu. Wer die CDU anführt, steht – Adenauer sei Dank – mit einem Bein im Kanzleramt.

Als Gesundheitsminister absolvierte Spahn in diesem Jahr unzählige Auftritte. In den deutschen Medien gilt er als Krisengewinner. Laut Meinungsumfragen zählt er zu den beliebtesten Politikern des Landes.

Spahn trifft den Ton. Im September sagte er: «Man würde mit dem Wissen von heute, das kann ich Ihnen sagen, keine Friseure und keinen Einzelhandel mehr schliessen. Das wird nicht noch einmal passieren. Wir haben doch etwas dazugelernt in den letzten Monaten, wie wir uns schützen können, ohne dass es diese Massnahmen braucht.»

Die verrücktesten Geschichten schreibt immer noch das Leben selbst. Seit Mittwoch befindet sich Deutschland wieder im Lockdown. Spahn hat sich kolossal verschätzt.

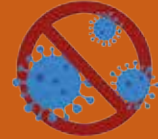
Ob es ihm wirklich schadet? Der bekannteste Satz, der Konrad Adenauer zugeschrieben wird, lautet: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern.»

S.P.C

IHR LIEFERANT
AUS ERSTER HAND!

WWW.SPC.CH

COVID GEHT,
DESINFEKTION BLEIBT!



SCHÜTZEN SIE IHRE MITARBEITER, KUNDEN UND GÄSTE!

Artikel-Nr. 100062, auch erhältlich in grau (100058)

SPC Desinfektionsständer, 7l, weiss,
Modell Sicuro-7 Tower



- Kontaktlose, sichere Handdesinfektion
- Massives, standfestes Gehäuse aus Stahl und hochwertigem Chrom-Finish
- Wartungsarm, rein mechanischer Betrieb
- Kostensparend, dank grossem Tankvolumen
- Umweltfreundlich, da immer wieder nachfüllbar
- Desinfektionsmittel-Nachfüllkanister erhältlich in den Grössen 5, 20, 175 und 930 Liter mit angenehm frischem Duftstoff

Spray

Weltneuheit!

Design aus der Schweiz
Made in Europe

Einführungs-
preis
CHF 1199.-

Standhöhe: 119 cm
Gewicht: 27,8 kg

Einführungs-
preis:
ab CHF 799.-

Platte: 40 x 40 cm,
verankerbar

«Design»-Look, 7 Liter

Artikel-Nr. 100059 (11Liter)
Artikel-Nr. 100060 (15 Liter)

«Industrie»-Look, 11 und 15 Liter

Einführungs-
preis
CHF 599.-

Standhöhe: 70 cm
Gewicht: 13,7 kg



Spray

Step

Pedal optimiert für
Kinderfüsse
Platte: 41 x 41cm,
verankerbar

Artikel-Nr. 100061

SPC Kids-Desinfektionsständer, 1l, weiss/gelb,
Modell Sicuro-Bambino-1 Tower



- Spielerisch, kontaktlos und sicher die Hände desinfizieren
- Robustes, standfestes Gehäuse aus Stahl
- Minimaler Wartungsaufwand
- Nachfüllbare 1 Liter Desinfektionsmittelflasche

Kontaktieren Sie uns
für ein individuelles
Angebot mit Mengen-
rabatt unter
Tel. 071 227 99 99 oder
info@spc.ch



S.P.C

SPC Electronics AG

Mövenstrasse 12 · CH-9015 St.Gallen · www.spc.ch

Liebe ist alles, was du brauchst

Grossartiger als die Zeugungskraft des Körpers sei die der Seele, dachte der Philosoph Platon. Doch die Liebe ist noch viel mehr.

Norbert Bolz



Besser als Sex.

Octavio Paz hat schon vor fünfzig Jahren darauf hingewiesen, dass der Sex heute ein öffentlicher Prediger ist, der die Lust zur Pflicht macht: Geniesse! Das ist die Umkehrung des klassischen Puritanismus. Dessen Schlüsselbegriff lautete: Temperierung, Mässigung. Dagegen herrscht heute das unersättliche Begehren nach mehr. Und jeder Akt des Konsums steigert das Verlangen, nimmt also immer deutlicher Suchtcharakter an. *Sex sells*, weiss die Werbung. Und in der Tat erscheint Eros heute als Angestellter der Konsumgüterindustrie. Die sexuelle Orientierung wird heute betrachtet wie die freie Wahl des Konsumenten. Wir begehren zwar unersättlich nach mehr, aber dabei sind wir gefangen in niveaulosen Bedürfnissen. Max Weber hatte der Erotik noch die ekstatische

Kraft zur «innerweltlichen Erlösung vom Rationalen» der modernen Gesellschaft zugetraut – Geschlechtsliebe sei das «Konkretissimum des Erlebens». Doch der allgegenwärtige Sex hat nicht das Glück, sondern die Frustration gebracht. *I can't get no satisfaction* – das ist das ganze Geheimnis modernen Begehrens.

Eros und Sexus

Die Entzauberung der Liebe hat viele Ursachen, aber zwei sind besonders wichtig. Da ist zum einen die soziologische Ursache: die Verdrängung der Leidenschaften durch die Kostenrechnungen und Profitinteressen des rational durchorganisierten kapitalistischen Betriebs. Und da ist zum anderen Freuds Psychoanalyse, die sich in ihrer vulgärsten Version weltweit durchgesetzt hat: Alles, was Menschen antreibt,

wird auf Sexualität reduziert. Und die entsprechend modellierten Bedürfnisse werden nicht mehr von einer Kultur der Erotik, sondern von der Industrie der Pornografie bedient. Deshalb muss man sich klarmachen: Eros und Sexus – das sind zwei grundverschiedene Welten.

Wie bei allen grossen Fragen findet man auch hier die Wahrheit am ehesten in den grossen alten Büchern. Das «Symposion» Platons besteht bekanntlich aus Reden über den Eros; sie bieten

*Was der von Liebe Erfüllte,
Bezauberte erfährt,
ist eine Transzendenz ohne Gott.*

eine Art Phänomenologie der Liebe. Im Gegensatz zu Freuds Libido, die stumm ist und nur die Symptome der Neurose reden lässt, ist Eros sehr kommunikativ. Er ist ein Vermittler, ein Dolmetscher, ein Antreiber. Und darin ist er Sokrates sehr ähnlich. Das ist zunächst deshalb überraschend, weil Sokrates hässlich und eher asketisch ist. Aber im «Symposion» triumphiert er wieder mit seinem Trick der ironischen Bescheidenheit. Er könne keine Lobrede halten, sondern nur in der gewohnten Weise die Wahrheit sagen. So beginnt er mit dem Geständnis, nichts als Liebessachen zu verstehen. Alles, was der Weise weiss, ist von der Liebe. Aber damit macht Sokrates schon den entscheidenden Übergang von der Technik des Lustgebrauchs zur Wahrheit über den Eros. Entsprechend verschiebt sich die Aufmerksamkeit vom Geliebten zum Liebenden. Als Meister der Askese knüpft Sokrates den Zugang zur Wahrheit an sexuelle Abstinenz. Die Wahrheit über den Eros lautet deshalb: Die Liebe adressiert sich an die Wahrheit.

Der Trick des Sokrates besteht also in Folgendem: Zunächst besetzt er als der Meister der Wahrheit den Platz des Liebhabers. Doch seine faszinierende Selbstbeherrschung, die die Macht des reinen Sexus bricht, lenkt das Begehren der anderen auf den hässlichen Philosophen selbst. Der Liebende, der in Wahr-

heit die Wahrheit liebt, wird selbst zum Liebesobjekt. Der schöne und berühmte Alkibiades, der als Letzter redet, begehrt den hässlichen Sokrates. Und wir verstehen jetzt, wie das zu erklären ist. Sokrates fasziniert das Begehren der anderen dadurch, dass er sein ganzes Leben lang philosophiert. Das bedeutet aber, dass er überzeugend verkörpert, wie Eros vom reinen Sex zum reinen Denken aufsteigen kann. Und seine Zuhörer müssen den Eindruck gewinnen: Philosophie ist besser als Sex.

Deshalb ist es ganz konsequent, dass der letzte Redner des «Symposion» das Lob nicht mehr auf Eros, sondern auf Sokrates anstimmt. Ausgerechnet der hässliche Philosoph lehrt die Liebe zum Schönen, das den Sinnen den Weg zur Wahrheit zeigt. Der schöne Alkibiades hat die innere Schönheit des hässlichen Sokrates entdeckt: die «agalmata», die Götterbilder, die er in sich trägt. Wir würden heute vielleicht von Kreativität oder Schöpferkraft sprechen. Denn das Schöne vergegenständlicht das Begehren im eigenen schöpferischen Produkt – sei es im Kind, das man zeugt, oder im Werk, das man schafft. Grossartiger aber als die Zeugungskraft des Körpers sei die der Seele. Man soll nicht steckenbleiben im Körperlichen, sondern «sich auf die hohe See des Schönen» begeben. Dort wartet die Möglichkeit der grossen Leistung und damit die Unsterblichkeit des Ruhms.

Wahre Liebe

Bei Freud findet sich der Satz: «Der <Eros> des Philosophen Plato zeigt in seiner Herkunft, Leistung und Beziehung zur Geschlechtsliebe eine vollkommene Deckung mit der Liebeskraft, der Libido der Psychoanalyse.» Eros ist demnach die Triebenergie, die nicht nur in der

Geschlechts-, Selbst- und Menschenliebe wirkt, sondern auch in der «Hingebung an konkrete Gegenstände und an abstrakte Ideen». Sexualität wird also nicht nur zur Erotik temperiert, sondern man kann ihre Sublimation als Aufstieg verstehen, der in die Sphären der Kunst und der Philosophie führt. Genau das ist die Lehre des «Symposion». Es geht in den Reden ja nicht um Aphrodite, sondern um Eros. Aber der – und nur Sokrates erkennt das – kann gar

Die moderne Blasiertheit ist am weitesten entfernt von der rückhaltlosen Hingabe.

kein Gott sein, denn Götter haben kein Begehren, und sie philosophieren nicht. Eros treibt uns über das Weltliche hinaus, und was der von Liebe Erfüllte, Bezauberte erfährt, ist eine Transzendenz ohne Gott. Wahre Liebe ist ein Hingerissensein, das befreiend ist – und zwar zu schöpferischem Können.

Warum klingt das alles so unzeitgemäss? Das liegt wohl daran, dass wir heute ein primitiveres Menschenbild haben als die alten Griechen. Wir unterscheiden Vernunft und Begehren. Aber Platon kannte noch eine dritte Instanz der menschlichen Seele: Thymos. Gemeint ist Stolz, Herz, Hingabe, Leidenschaft und das, was Max Weber «Würdegefühl» nannte; aber auch eine Empfindung, die wir heute einem Adrenalinstoss zuschreiben würden.

Leidenschaftliche Begeisterung ist das Gegenteil der Blasiertheit, die aus der geistigen Stagnation des Gelangweilten resultiert. Dem, der sich langweilt, ist nichts wichtig. Und wenn einem darüber hinaus noch nicht einmal wichtig ist, dass einem nichts wichtig

ist, hat man den Zustand der Blasiertheit erreicht. Der Blasierte betreibt Selbsterhaltung durch Weltentwertung. Er hat die Unterschiedsempfindlichkeit für Werte verloren. Für den Berliner Soziologen Georg Simmel war das schon vor hundert Jahren ein typisches Grossstadtphänomen. Zu starke Reize schwächen die Reaktionsfähigkeit, und deshalb ist der Blasierte unfähig, auf neue Reize mit der für sie angemessenen Energie zu reagieren. Dieser Unfähigkeit entspricht dann die Sucht nach blossen Anregungen und Aufregungen.

Befehle der Liebe

Die spezifisch moderne Blasiertheit ist am weitesten entfernt von der rückhaltlosen Hingabe und Leidenschaft, die den Dingen des Lebens überhaupt erst Wert verleihen. Dem, was mir am wichtigsten ist, entspricht nämlich nur die leidenschaftliche Hingabe, die Entschlossenheit, sich mit ganzem Herzen einer Sache zu verschreiben. Es ist hier entscheidend wichtig, zu begreifen, worin der Unterschied von Hingabe und Begehren liegt. Die Hingabe hebt das Begehren dialektisch auf, das heisst, sie ermöglicht eine freie Identifikation mit dem eigenen Begehren. Was wir von ganzem Herzen lieben, braucht keine Gründe; das heisst, die Liebe hat keinen Grund, sondern gibt den Grund. Es sind die Befehle der Liebe, die uns an Ideale binden. Das, was ich liebe, stellt Ansprüche an mich, denen ich entsprechen muss. Doch gerade die Notwendigkeiten der Liebe, die den Willen binden, befreien uns. Jetzt weiss man, worum es geht. Wie die Schönheit und die Grösse hat die Liebe etwas Zwingendes, das uns paradoxerweise befreit – zu dem, was wirklich wichtig ist. So behalten Sokrates und die Beatles recht: *Love is all you need.*



EIN SIEGESTREFFER FÜR IHRE ERSPARNISSE

Öffnen Sie ein Sparkonto online und erzielen Sie bis zu

2% zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH

PERSONENKONTROLLE

Funiciello, Glarner, Moret, Rüeegg, Mäder, Vogt, Baur, Casa, Charles, Elisabeth II.



Betteltour: Nationalrätin Funiciello.

Tamara Funiciello, Sprachakrobatin, ist auf Geldsuche. Die SP-Nationalrätin rief auf ihrer Homepage ihre Fans zu einer Geldspende auf. «Für meine politische Arbeit bin ich auf viele kleine Spenden angewiesen», schrieb sie. «Damit kann ich mehr Menschen erreichen und einbinden. Weil ich kein Geld von Banken, Konzernen und Versicherungen annehme, macht deine Spende, egal in welcher Höhe, einen grossen Unterschied.» Wer dem Aufruf folgt, wird auf einen Beitrag Funiciellos verwiesen: «Ehe für alle: Wo bleibt die Gleichstellung?» Der holprige Schreibstil veranlasste nun SVP-Nationalrat **Andreas Glarner** zu einer Reaktion: Sie kassiere alleine für das Amt als Nationalrätin 130 000 Franken brutto pro Jahr und bettle... Für einen Rechtschreibkurs würde er jedoch spenden, lästerte der Aargauer. (*hmo*)

Isabelle Moret und **Monika Rüeegg**, Praktikerrinnen, stehen der vom Bundesrat empfohlenen Kontaktbeschränkung auf zwei Haushalte skeptisch gegenüber. Die Freisinnige Moret denkt an die Paare, die an zwei verschiedenen Orten wohnen und somit ihr Kontingent schon ausgeschöpft haben, wenn sie sich treffen, während sich die SVP-Vertreterin Rüeegg um die Patchwork-Familien sorgt. Eine klare Antwort auf die Frage, wie die Bezeichnung «Haushalt» genau auszulegen sei, haben die Nationalrätinnen zwar nicht erhalten. Hoffnung gibt aber einmal mehr die Religion. Wie der Bundesrat auf eine Frage des Grünliberalen **Jörg Mäder** ausführt, gelten für Glaubensgemeinschaften, die sich zu religiösen Feiern treffen, lockerere Versammlungsregeln. Notfalls ist man also kein Haushalt, sondern eine Glaubensgemeinschaft. (*fon*)

Brigitte Vogt, Twitter-Cop, sorgt als Mediensprecherin der Stadtpolizei Zürich dafür, dass



Arrangement im Palast: Prinz Charles.

der gesetzestreue Bürger auch in den sozialen Medien stets auf dem Laufenden ist. Redaktor **Alex Baur** wandte sich daher via Twitter vertrauensvoll mit einer heiklen Frage an sie: Ist es strafbar, wenn zwei Personen, von denen eine in zwei Beziehungen lebt, gemeinsam an einem Wirtshaustisch sitzen, obwohl hier drei Haushaltungen zusammenkommen? Nein, erwiderte Vogt kraft ihres Amtes, die Zwei-Haushalte-Regelung des Bundesrates sei nur eine Empfehlung. Sie wurde allerdings umgehend korrigiert von einem aufmerksamen User: Im Kanton Zürich ist das Zwei-Haushalte-Limit Pflicht! Vogt räumte den Fehler umgehend ein. Irgendwie schon fast tröstlich, dass auch Polizisten den Überblick im Dschungel des Corona-Regimes verloren haben. (*axb*)

David Casa, Quästor, will das EU-Parlament begrünen. Der für den Arbeitsalltag der Abgeordneten verantwortliche Malteser spendiert jedem Volksvertreter «zwei Topfpflanzen von angemessener Grösse» fürs Büro. Pflanzen, so Casa in einem Rundmail, verbesserten die Arbeitsatmosphäre und das Wohlbefinden. Warum die Parlamentarier ihre Gerbera nicht aus ihrer Spesenpauschale (4563 Euro im Monat) bezahlen können, verriet der Mann mit dem altrömischen Titel leider nicht. (*ky*)

Charles, immer noch Prinz, sieht den Thron näher rücken – dank Corona. Weil die Queen wegen der Pandemie weniger in der Öffentlichkeit auftritt, übernimmt der Thronfolger immer mehr Aufgaben. Co-Monarchie wird das Arrangement im Palast genannt. Einen Dämpfer erhielt seine Zuversicht jedoch, als der Hofstaat konkrete Pläne für das nächste Fest bekanntgab: das Platin-Jubiläum von **Elisabeth II.** – im Jahr 2022. (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Weihnachtswunder zum Abgang

«Ein Rätsel innerhalb eines Geheimnisses, umgeben von einem Mysterium» – so wie das Churchill-Zitat über Russland stellte sich für die Mainstream-Medien der Rücktritt von US-Justizminister William Barr dar. Das einst ehrwürdige *Newsweek*-Magazin zitierte gar den Tweet eines derart herausragenden politischen Denkers wie Zach Braff, Star der Fernseh-Sitcom «Scrubs»: «Nun, zumindest hasst jeder Barr. Wir können uns doch auf etwas einigen. #Weihnachtswunder.»

Ein echtes Wunder wäre es, wenn man mal einen politischen Artikel ohne Trump-Kritik sähe. Aber so wie jede Berichterstattung über Trump kam auch die Meldung über den Abgang Barrs nicht ohne Sticheleien gegen dessen Chef aus. Absolut vorhersehbar münzten die Polit-Medien Barrs aussergewöhnliches Rücktrittsschreiben sofort zu Trumps letztem Aufbäumen um, zum aufmerksamkeitsheischenden Schachzug, um von der Bestätigung des designierten Präsidenten Joe Biden durch das Wahlmännerkollegium abzulenken. CNN warnte sein Publikum, dass das Timing ziemlich verdächtig sei.

Doch Barr, der oberste Gesetzeshüter der Vereinigten Staaten, kritisierte die Medien und die vielen Kräfte, die sich von Anfang an gegen Trump verschworen hatten. Er lobte Trumps Hartnäckigkeit «angesichts des unbarmherzigen, unversöhnlichen Widerstands» und beklagte die «parteiischen Attacken, bei denen jedes Mittel recht war, egal, wie beleidigend und ränkevoll». «Nur wenige», so Barr, «hätten diese Angriffe überstehen, geschweige denn auch noch ein positives Programm für das Land vorantreiben können.»

Kaum jemand in den Medien wird Barrs Kritik anerkennen. Aber für Millionen von Wählern hat erst der aussergewöhnliche Aussenseiter das Versprechen eingelöst, das sein Vorgänger Obama vor mehr als einem Jahrzehnt machte: Er hat Hoffnung und Wandel gebracht.

Amy Holmes

Suchen Sie nach einer Geschenkidee für Ihre Liebsten?

Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.
Die *Weltwoche* – Menschen und Meinungen.
Unabhängig, kritisch, gut gelaunt.

Schreiben Sie uns bis zum 22. Dezember 2020, wen Sie beschenken wollen.
Sie erhalten von uns eine Geschenkkarte, die Sie überreichen können.
Ein nachhaltiges Geschenk, das ein ganzes Jahr
lang Freude bereitet.

So funktioniert:

Schreiben Sie uns ein Mail an geschenkabo@weltwoche.ch.

Wir brauchen Ihre Adresse, die Adresse der beschenkten Person
und die gewünschte Aboart:

Jahresabo für Fr. 346.– oder Halbjahresabo für Fr. 199.–.

Wir starten die Lieferung an die beschenkte Person mit der ersten Ausgabe
im neuen Jahr, so dass die Überraschung an Weihnachten gelingt!
(Bitte beachten Sie, dass wir bei Bestellungen ab 18.12. nicht garantieren
können, dass unsere Geschenkkarte vor dem 24.12. eintrifft.)

Gutes tun und Gutes erfahren:

Wenn Sie Abonnent der *Weltwoche* sind und bei dieser Weihnachtsaktion
mitmachen, **verlängern wir Ihr eigenes Abo kostenlos** um einen Monat!



DIE WELTWOCHTE

Gutmenschenkatze beisst sich selber

Sogar in diesen verrückten Zeiten steht die geschlechtermässige Zusammensetzung von Verwaltungsräten zuoberst auf der politischen Traktandenliste. Die *Sonntagszeitung* beklagt lauthals, dass die Verwaltungsratspräsidien «noch immer fest in Männerhand» seien. Vor allem in den grossen Schweizer Konzernen seien «Frauen praktisch inexistent».

Darum bestimmt die Schweiz ab 2021 per Gesetz, dass 30 Prozent der Verwaltungsräte und 20 Prozent der Geschäftsleitungen von grossen börsenkotierten Unternehmen weiblich sein müssen. Interessanterweise betreffen solche Forderungen immer nur die gutbezahlten Teppichetagen. Haben die Feministinnen je Gleichstellung beim Tunnelbau gefordert? Oder bei den Kanalisationsarbeiten? Oder beim Eisenlegen?

Künftig werden also viele Verwaltungsräte hören: «Machen Sie Platz, Monsieur!» Jetzt sei Frauenförderung angesagt, das sei nun einmal fortschrittlich und im Trend. Nur ist das für die Herren Verwaltungsräte überhaupt kein Problem. Sie können ihren lukrativen Job ohne weiteres behalten. Im Zeitgeist der fluiden Diversität liegt es nämlich auch, dass jeder selber bestimmen kann, welchem Geschlecht er angehört. Also darf jeder Verwaltungsrat per Unterschrift erklären, er sei ab sofort eine Frau. Und so sein Pöstchen behalten. Ganz ohne unangenehme operative Eingriffe.

Die Gutmenschenkatze beisst sich in den eigenen Schwanz. Das erlebt auch der *Sonntagsblick*. Das Blatt hämmert seinen Lesern seit Monaten ein, dass die Corona-Massnahmen nicht genügen. Nötig sei jetzt die bundesrätliche Stilllegung der Wirtschaft, der Shutdown, die Ladenschliessungen. Jetzt bleiben wegen der neuen Corona-Massnahmen des Bundes am Sonntag die meisten Geschäfte geschlossen. Auch Kioske, Tankstellen-Shops und andere Geschäfte, die den *Sonntagsblick* verkaufen. «Diese Entwicklung hat auch uns überrascht», jammert das Blatt. Die Ringier-Katze hat sich in den eigenen Schwanz gebissen.

Nur hinkt hier möglicherweise der Katzenvergleich: Im Gegensatz zum *Sonntagsblick* geht eine Katze still und leise durchs Leben.

Christoph Mörgeli

Engelbergers Doppelmoral

Der Stadtbasler Präsident aller Gesundheitsdirektoren macht sich mit seinem Verhalten unglaublich.

Christoph Mörgeli

Corona-Zeiten sind Willkür-Zeiten. Man fragt sich, ob die Politiker selbst an die Verbote glauben, die sie den Bürgern auferlegen. Und ob sie sich auch selber daran halten. Wie Worte und Taten auseinanderklaffen, zeigt besonders drastisch der Fall von CVP-Regierungsrat Lukas Engelberger – gegenwärtig als Präsident der kantonalen Gesundheitsdirektoren medial präsent auf allen Kanälen. In der Stadt Basel hat der Jurist kürzlich sämtliche Gastrobetriebe und Sportanlagen schliessen lassen. Was sofort einen lebhaften Gastronomietourismus auslöste. Und im Kantonsparlament von bürgerlicher Seite zum bitterbösen Vorschlag führte, Engelberger solle doch von der basellandschaftlichen Wirte-Vereinigung zum Ehrenmitglied ernannt werden.

«Weltwoche daily» hat letzte Woche aufgedeckt, dass Lukas Engelberger in Sachen Corona Wasser predigt und Wein trinkt. Der Ertappte wies die Vorwürfe zurück. Die Basler Medien schlossen sofort den Verteidigungs-

Zum Befremden des Personals verlangte er lautstark, zwei Tische müssten zusammengerückt werden.

ring um ihn: «Die Zeugen müssen sich geirrt haben», kommentierte *20 Minuten*. «Alles nur eine Verwechslung», höhnte die *bz Basel*. Am Wochenende legte Corona-Apostel Engelberger in den TA-Medien nach: Es sei «unverantwortlich», wenn die Menschen die verschärften «Massnahmen mit einem Ausflug in den benachbarten Kanton umgehen».

«Unverantwortlich» aber handelte vor allem einer, nämlich Engelberger selbst. Noch am 15. November – und nicht «Anfang November», wie er sich gegenüber der *Weltwoche* verteidigte – tafelte er im Kreis von sieben Personen aus mehreren Generationen im Restaurant «Schlosshof» im solothurnischen Dornach. Dort wollte der Gesundheitsdirektor sogar die vorgeschriebene Vierertisch-Regel umgehen. Zum Befremden des Personals ver-

langte er lautstark, zwei Tische müssten zusammengerückt werden. Engelbergers Vater unterstützte ihn dabei. Wenige Tage später liess der Regierungsrat in Basel alle Restaurants schliessen.

Lieber zudecken als aufdecken

Drei Tage vor seinem gastronomischen Ausflug nach Dornach hatte Engelberger die Corona-Situation an einer Medienkonferenz mit einem überfüllten, rasenden Bus verglichen: «Wir müssen dringend auf die Bremse treten.» Sonst könnten seine Massnahmen den «Veranstaltungsbereich» treffen oder die «Schliessung weiterer Einrichtungen nach sich ziehen». Nur Engelberger selbst trat nicht auf die Bremse. Sondern gab mit seiner Tafelrunde in Dornach Vollgas.

Es herrscht zweierlei Mass: In seiner Stadt Basel legte Engelberger alle Sportanlagen auf Eis. Doch seine zwölfjährige Tochter drehte während dieses Trainings-Lockdowns Runden auf dem Eis in Sissach, im «benachbarten» Baselland. Worüber sich sogar die Basler *Online-Reports* lustig machten. Gleichzeitig verkündete Engelberger in der *Basler Zeitung* grossspurig: «Ich fände eine Bewegung Richtung Baselland dumm.»

Warum darf Engelbergers keineswegs dumme Tochter auf dem Sissacher Eisfeld ihre Runden drehen, während er selbst sämtliche Stadtbasler Sportanlagen geschlossen hält? Der Gesundheitsdirektor reagierte auf diese Frage laut *Online-Reports* «nicht so erfreut», sondern «etwas zerknirscht» mit der Erklärung, sie habe dort schon «seit den Herbstferien» trainiert. Diese Verteidigung ist so wenig glaubwürdig, wie wenn Engelberger sein Essen in Nachbarkantonen mit der Behauptung begründen würde, er habe dieses oder jenes Restaurant schon in früheren Zeiten frequentiert.

Gelten für die Engelbergers andere Regeln als für alle anderen? Für den Christlichdemokraten ist es ein Geschenk des Himmels, dass die regionalen Medien seine doppelte Moral lieber zudecken als aufdecken.

Ich wäre gerne Versuchskaninchen

Offene und heimliche Impfgegner verursachen jede Woche drei neue Flugzeugabstürze.



In Deutschland gibt Angela Merkel in Sachen Corona den Takt vor. In der Schweiz Ueli Maurer. Die Differenz: Wir hätten 2500 Tote weniger in der Schweiz, wenn wir eine Merkel hätten. Wir haben aber nur eine total überforderte Simonetta Sommaruga.

2500 Tote zu viel bedeuten nicht weniger als zehn unnötige Flugzeugabstürze mit je 250 Schweizerinnen und Schweizern an Bord. Irgendwie scheint dies unsere neoliberal eingefrorenen Herzen kaltzulassen.

Die Impfstoffe von Pfizer/Biontech und Moderna/Lonza wurden an je 60 000 Menschen getestet. Der Wirkungsgrad liegt bei sensationellen 95 Prozent. Gestorben ist – im Gegensatz zu den bald 6000 Toten in der Schweiz – niemand. Die Nebenwirkungen sind bescheiden.

Die offenen und versteckten Impfgegnerinnen und Impfgegner wollen uns zwingen, noch viel mehr Flugzeugabstürze in Kauf zu nehmen. Sie arbeiten unterirdisch gut.

Spurensuche 1 — Roche macht jedes Jahr fünfzehn Milliarden Franken Gewinn. Noch. Leider hat Roche das Impfgeschäft fallengelassen und im Frühling 2020 geschlafen. Jetzt muss Roche eine subalterne Kooperation mit Moderna eingehen. Moderna forscht, Lonza produziert, Roche analysiert. Novartis ihrerseits hat ihre Impffabrik in Mainz an Biontech verkauft. Dümmer geht's nimmer.

Niemand kritisiert die überrissenen Gewinne von Roche und Novartis. Die Kapitalismuskritik der Verquerdenker richtet sich selektiv nur gegen Start-up-Firmen wie Biontech und Moderna. Also gegen jene, die weit innovativer

waren als Roche und Novartis. Und natürlich gegen Bill Gates.

Spurensuche 2 — Im Schweizer Gesundheitswesen haftet faktisch nie jemand für seine Fehler. Die Zeitschrift *Beobachter* kann ein Lied davon singen. Es gilt das eiserne Prinzip «Säuhäfel, Säudeckeli». Für allfällige Langzeitschäden bei den Impfungen soll und wird der Bund haften. Weil er ja die Impfstoffe geprüft und empfohlen hat. Aus der Sicht der Impfwilligen die beste aller denkbaren Nachrichten. Trotzdem wird rechts und links gelärmt. Verglichen mit den Kosten einer künstlich am Leben gehaltenen

Marco Rima kann sich darauf freuen, vor leeren Impfzentren seine Faxen zu reissen.

Pandemie sind die maximal absehbaren Impffolgekosten lächerlich klein.

Spurensuche 3 — Die Schweiz setzt voll auf den Impfstoff von Moderna. Deshalb hat sie ihre Bezugsrechte von 4,5 auf 7,5 Millionen Dosen erhöht. Gut so. Moderna und Lonza könnten ab dem 15. Dezember 2020 liefern. Wenn die Schweiz nicht zugreift, werden andere Länder uns die Impfdosen wegschnappen. Swissmedic ziert sich. Die Impfkommision macht sich unnötig wichtig. Nie reden diese Damen und Herren von den unnötigen Leichenbergen, die sie verursachen. Der Arzt Lukas Fierz kritisiert den tödlichen Berner Schlendrian: «Jeden Tag sterben schweizweit 100 Covid-Erkrankte, jede Woche 700, jeden Monat 3000, vorwiegend

Alte und Risikopatienten. Das sind auch die, welche zuerst geimpft würden. Und was gibt es bei denen eigentlich zu prüfen?»

Der Bundesrat müsste diese Krypto-Impfgegner subito in die Wüste schicken. Und mittels Notrecht jene Impfstoffe befristet zulassen, die in der EU und in den USA zugelassen sind. Wir sind doch nicht dümmer, aber auch nicht gescheiter als alle andern. Die anderen sind nur schneller.

Spurensuche 4 — Wir brauchen in der Schweiz keine Impfzentren. Die Hausärzte, die Apotheken und die Spitäler haben mehr als genug Kapazitäten, um innert vier Monaten jene vier Millionen Schweizerinnen und Schweizer zu impfen, die es braucht, um die Herdenimmunität zu erreichen. Marco Rima kann sich darauf freuen, vor leeren, da überflüssigen Impfzentren seine Faxen zu reissen.

Spurensuche 5 — Der SVP-Regierungsrat Pierre Alain Schnegg hat uns erklärt, wie man schnell die notwendige Impfquote erreicht: Es stehe etwa den Fluggesellschaften frei, nur jene in ihre Flieger zu lassen, die geimpft seien. Die Lufthansa und somit die Swiss werden dies machen. Gut so, SVP.

Zu viele in der Schweiz wollen keine Versuchskaninchen sein. Ich wäre gerne eines. Denn die Risiken einer Ansteckung sind weit grösser als die faktisch auszuschliessenden Risiken einer Impfung.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz
Mehr zum Thema Impfungen: Seiten 22 und 25

Aktivismus um jeden Preis

Die meisten Corona-Massnahmen verpuffen. Das belegen mehrere Studien. Doch was nichts nützt, schadet umso mehr.

Alex Baur

Der wöchentliche «Situationsbericht zur epidemiologischen Lage in der Schweiz» des BAG vom 9. Dezember hätte optimistisch stimmen können. Vor allem in der lateinischen Schweiz, die auch von der zweiten Welle am heftigsten getroffen wurde, scheint das Schlimmste überstanden. Landesweit gingen die Hospitalisationen (–10 Prozent), Intensivbehandlungen (–5 Prozent) und Todesfälle (–9 Prozent) einmal mehr spürbar zurück. Das durchschnittliche Alter der an oder mit Covid-19 Gestorbenen liegt mittlerweile bei 86 Jahren (bei den Frauen sogar 88), also deutlich über der statistischen Lebenserwartung, wobei 97 Prozent der Toten an mindestens einer schweren Vorerkrankung gelitten hatten. «Trotz einiger noch erwarteter Nachmeldungen ist mit einer weiteren Abnahme der Todesfälle zu rechnen», schreibt das BAG. Die durchschnittliche Auslastung der Intensivbetten lag bei 77 Prozent.

Eingriffe in die Grundrechte

Aufatmen? Mitnichten. Es war der Tag, an dem die beiden SP-Bundesräte Alain Berset und Simonetta Sommaruga der Nation ultimativ eine Verschärfung des Corona-Regimes androhten. Sie verwiesen dabei auf die sogenannten Fallzahlen, die nach einem Rückgang seit Anfang Dezember in etwa stabil bleiben. Schaut man sich die Zahlen etwas genauer an, stellt man eine Zunahme der Schnelltests fest sowie eine Verlagerung von

Zwar dauerte die erste Welle in Schweden etwas länger; die zweite Welle verlief dagegen milder.

Westen nach Osten. Während in der Romandie die Zahlen bereits seit geraumer Zeit sinken, scheint die Welle in der Deutschschweiz gerade ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Und diesen will der Bundesrat nun mit strengeren Massnahmen brechen.

Die Bewegungs-, die Versammlungs-, die Glaubens-, Lehr- und Gewerbefreiheit werden eingeschränkt; wer sich dem Maskenzwang widersetzt, muss mit Verhaftung und Busse rechnen;



So genau will man das alles gar nicht wissen.

die Polizei kann sogar Privatwohnungen stürmen, wenn sie einen Verstoß gegen das Corona-Regime wittert, der Anruf eines Denunzianten reicht vollauf. Das sind gravierende Eingriffe in die Grundrechte, wie sie vor einem Jahr in der Schweiz noch unvorstellbar gewesen wären. Doch anders, so wird behauptet, lasse sich das Senioren-Sterben nicht in den Griff kriegen. Das Seltsamste an der ganzen Sache ist allerdings, dass kaum einer die Wirksamkeit der Zwangsmassnahmen zu hinterfragen scheint. Dabei spricht vieles dafür, dass diese nicht nur masslos überschätzt werden. Einige Massnahmen könnten gar kontraproduktiv sein.

Bereits im letzten Frühling rechnete eine Gruppe um Tanja Stadler von der ETH Zürich aus, dass die Reproduktionsrate (R-Faktor) von Sars-CoV-2 am 13. März, als der Bundesrat den Shutdown anordnete, bereits bei 1 lag. Im Klar-

text: Die Ansteckungen, die erst mit einer Verzögerung von rund fünf Tagen (Inkubationszeit) erkennbar werden, waren rückläufig, bevor die Massnahme überhaupt verkündet, geschweige denn in Kraft getreten war. Exakt dasselbe Phänomen stellte das Robert-Koch-Institut (RKI) in Deutschland fest. Der Befund ist unbestritten und wurde damit erklärt, dass die Menschen von sich aus vorsichtiger im sozialen Umgang geworden waren.

Warum also all die Zwangsmassnahmen, die uns Dutzende, wenn nicht Hunderte von Milliarden kosten und noch kosten werden? Doch solche Zweifel werden als unethisch und gefährlich im Keim erstickt. Obwohl es keine solide wissenschaftliche Evidenz für die Wirksamkeit gibt.

Im letzten Juli liess das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) in Koordination mit dem BAG eine umfangreiche Expertise anfertigen, wel-

che einen Überblick zur «Wirksamkeit nicht-pharmazeutischer Massnahmen zur Eindämmung des Coronavirus» verschaffen sollte. Dutzende von (Meta-)Studien aus aller Welt wurden ausgewertet und miteinander verglichen. Das Resultat entlarvt den gebetsmühlenartig gepriesenen «wissenschaftlichen Konsens» als hohles Politikergeschwätz.

Tatsächlich gibt es so viele Thesen wie Forscher. Die Studien widerlegen sich teils gegenseitig, nirgends ist ein ultimativer Beweis ersichtlich – weder bezüglich Gesichtsmasken noch Lockdown oder Ausgangssperren. Mehr oder weniger Einstimmigkeit herrscht lediglich zur Frage der Grenzsperrungen und Schulschliessungen: Ersterer können die Ausbreitung des Virus bestenfalls um ein paar Tage verzögern; Letztere dürften direkt wenig bewirken, da Kinder in aller Regel immun gegen Coronaviren sind und diese deshalb relativ selten übertragen. Eine grossangelegte Studie aus Grossbritannien weist sogar darauf hin, dass Erwachsene, die viel Umgang mit Kindern haben, über eine merklich bessere Abwehr gegen Sars-CoV-2 verfügen – aus welchen Gründen auch immer.

Sieben Wochen

Die Ungewissheit hängt auch damit zusammen, dass die meisten Länder simultan ein Bündel an Massnahmen verfügten. So ist kaum herauszufiltern, was allenfalls wie gewirkt haben könnte (oder auch nicht). In aller Regel wurden die Massnahmen verhängt, wenn die Zahl der Infektionen am höchsten war. Niemand weiss, ob die Ansteckungen auch ohne Zwangsmassnahmen abgeflacht wären, wie dies bei früheren Coronaviren stets der Fall gewesen war. Tatsache ist: In keinem Land der Welt war die erste Welle nicht spätestens nach sieben Wochen vorbei.

Das gilt auch für Schweden, wo die Primarschulen, Krippen, Läden und Kneipen nie geschlossen waren und auch nie eine Maskenpflicht im öffentlichen Raum verfügt wurde. Zwar dauerte die erste Welle in Schweden etwas länger als in der Schweiz und forderte mehr Tote; die zweite Welle verlief dagegen milder. Denkbar wäre, dass die Schweden bereits eine höhere Immunität aufgebaut haben.

In Italien und Frankreich, wo bereits im Februar sehr rigide Massnahmen verhängt wurden, war die Sterblichkeit besonders hoch. In Peru, Bolivien, Argentinien und Chile, wo früh ein knallharter Lockdown verfügt wurde, traf die erste Welle zwar mit Verspätung ein. Die Politiker klopften sich bereits stolz auf die Schultern, als im Juni mit dem Südwinter, allen Masken, Schulschliessungen und Ausgangssperren zum Trotz, das Virus in Südamerika einschlug. Obwohl etwa Peru das Corona-Regime im Juli just auf dem Höhepunkt der Welle lockern musste – weil die Bevölkerung sonst schlicht verhungert wäre –, gingen die Zahlen im August aus unerklärlichen Gründen wieder zurück.

Interessant ist in diesem Zusammenhang der «Coronavirus Government Response Tracker» der Universität Oxford. In einer aufwendigen Grafik werden die Massnahmen aller Länder weltweit nach ihrer Härte kategorisiert und auf der Zeitachse dargestellt. Vergleicht man die politische Reaktion mit den Fallzahlen, stellt man fest, dass sie sich meistens synchron bewegen, wobei selten hervorgeht, was zuerst war. Gemäss diesen Statistiken hat der zentral-amerikanische Kleinstaat Nicaragua die Krise weltweit am erfolgreichsten gemeistert: Da kaum getestet wurde, gab es nur ganz wenige Tote (162). Während es in der Nachbarschaft (Guatemala, El Salvador, Honduras) lichterloh brannte, verzichtete Nicaragua praktisch auf alle harten Massnahmen.

Da jedes Land nach eigenem Gutdünken getestet und selten ausgewiesen wird, ob und in welchem Mass eine Ansteckung mit Sars-CoV-2 wirklich ursächlich für die Todesfälle war, sind sämtliche Daten und damit auch die darauf basierenden Studien mit Unsicherheiten behaftet. Es gibt allerdings eine Untersuchung der US-Army, die kürzlich im *New England Journal of Medicine* publiziert wurde und an Objektivität kaum zu übertreffen ist. Insgesamt 3143 neue Rekruten, die nach einer zweiwöchigen Quarantäne im letzten Mai eingerückt waren, wurden in zwei etwa gleich grosse Kohorten aufgeteilt. Die eine Gruppe

Einschneidende Massnahmen führen zwar zu tieferen Fallzahlen, aber nicht zu weniger Toten.

unterzog sich (samt ihren Ausbildern) während vierzehn Tagen freiwillig einem strikten Corona-Regime (Masken, massiver Einsatz von Desinfektionsmitteln, totale Isolation). Trotzdem wurden 2,8 Prozent der Rekruten aus der isolierten Gruppe positiv getestet; bei der anderen Gruppe, die ein normales Leben in der Kaserne führte, lag die Rate kurioserweise bei lediglich 1,7 Prozent. Der Unterschied mag damit zusammenhängen, dass die erste Gruppe mehrfach getestet wurde – was wiederum zeigt, wie problematisch die Tests sind. Ernsthaft erkrankt ist übrigens niemand.

Eine grossangelegte Studie aus den USA (Atkeson, Kopecky, Zha) bestätigt den Befund der Army. Verglichen wurden 48 Bundesstaaten, die unterschiedlich aggressive Strategien verfolgten. Das Resultat: Ein Einfluss der Massnahmen auf die Epidemie, die (zeitlich verschoben) überall etwa den gleichen Verlauf nahm, war nirgends zu erkennen. Zu einem leicht abweichenden Schluss waren zuvor fünf Autoren aus Kanada, Griechenland und den USA (Chaudhry et al.) gekommen. Aufgrund der Auswertung von Daten aus fünfzig Ländern stellten sie fest, dass einschneidende Massnahmen gegen Corona zwar

zu tieferen Fallzahlen führten, aber nicht zu weniger Toten.

Gemäss letzterer Untersuchung, die im renommierten Fachblatt *The Lancet* publiziert wurde, sind für die Sterberaten weder ein mehr oder minder strenger Lockdown noch eine Grenzschliessung oder die Zahl der Corona-Tests ausschlaggebend. Einen Zusammenhang stellten sie hingegen zur Qualität des Gesundheitssystems fest. Ausreichend medizinisches Personal, eine gesunde Ernährung (weniger Fettleibigkeit) und geringe Vermögensunterschiede sind demnach viel entscheidender als Masken oder Ausgangssperren. Die Studie weist auf ein Dilemma hin, welches die Verfechter rigider Massnahmen konsequent ausblenden: Blinder Aktivismus vernichtet nicht nur Milliardenbeträge, er kann auch töten.

Verdoppelung der Malariafälle

Weltweit wurden gemäss Berechnungen der Unesco dieses Jahr gegen eine Milliarde Kinder wegen Covid-19 ihres Rechts auf Bildung weitgehend beraubt. Die Uno geht davon aus, dass die Lockdown-Rezession 500 Millionen Menschen in extreme Armut reissen wird. Jahrzehnte des Aufbaus werden damit vernichtet. Armut bedeutet weniger Bildung, Mangelernährung, weniger Hygiene, mehr Gewalt, sinkende Lebenserwartung. In zwanzig Ländern wurden die Masern-Impfungen wegen Covid-19 dieses Jahr ausgesetzt, was gemäss dem Magazin *Nature* allein in der Demokratischen Republik Kongo 6500 Kinder mit dem Leben bezahlen werden. Die WHO rechnet mit einer Verdoppelung der Malariafälle in Afrika, weil Präventionskampagnen wegen Corona abgebrochen werden mussten. Die Rede ist von über 350 000 zusätzlichen Todesopfern. Die Liste des Elends liesse sich fortsetzen.

Doch auch in Europa fordert die geschürte Corona-Panik ihren Tribut: Ganze Branchen werden ruiniert, Menschen vereinsamen, gigantische Schuldenberge werden angehäuft, auf Kosten künftiger Generationen. Dabei ist nicht einmal klar, welches Ziel verfolgt wird. Am Anfang wurde gepredigt, es gehe darum, eine Überlastung der Spitäler zu verhindern. Doch sobald sich die Spitäler leeren, wird mit Fallzahlen Panik geschürt: Sie müssen runter, am besten auf null – und keiner fragt, ob das überhaupt möglich und sinnvoll ist. In der Schweiz wurden seit Ende Juni 200 000 Menschen in Quarantäne versetzt, die meisten ohne Anzeichen einer Infektion. Es wurde nicht einmal erhoben, wie viele von ihnen tatsächlich ernsthaft erkrankt sind.

So genau will man das alles gar nicht wissen. Aktivismus ist angesagt. Politiker übertreffen sich gegenseitig mit Tatendrang, Entschlossenheit und Führungswillen. Überprüfbare Resultate sind dabei unerwünscht. Es könnte sich ja herausstellen, dass die Milliarden nutzlos verbrannt wurden.

Drohen, Drängen, Daumenschrauben

Die EU will Grossbritannien auch nach dem Brexit ihren Willen diktieren.

Boris Johnson hält dagegen. Und demonstriert, wie man Brüssel erhobenen Hauptes Paroli bietet.

Urs Gehriger

Rosinenpicker! Extrawurst! Europas Presse echauffiert sich mal wieder über Grossbritannien und seinen Premier Boris Johnson. Zuerst kehren Brexit-Rebellen der EU den Rücken, dann äussern sie noch allerlei Sonderwünsche. Unerhört, ja dreist sei das. Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen müsse Johnson auflaufen lassen. Ihm die Flaunen aus dem blonden Pelz bürsten. Nichts weniger erwarteten die EU-Granden und Brüsseler Hofschreiber, als Johnson letzte Woche in die Höhle der Ursula reiste, um mit der EU-Löwin die Scheidungsurkunde auszuhandeln.

Diplomatie ist das Feilschen von Akteuren mit gesittetem Habitus und assortierter Sprache. Doch hinter verschlossenen Verhandlungstüren geht es zu wie im Reich der Tiere. Wer Schwäche zeigt, wird unterworfen.

Johnsons Vorgängerin Theresa May hatte ihrem Volk wacker versichert, «no deal» sei besser als ein schlechter Deal. Der gewiefte EU-Unterhändler Michel Barnier begriff sofort, dass May nicht meinte, was sie sagte. Brüssel gab den Takt der Verhandlungen an. May fügte sich. Sie kam nach Hause mit einem schlechten Deal. Das Parlament lehnte ihn ab, und May sah sich zum Rücktritt gezwungen.

Unter schlechtem Einfluss

Boris Johnson stieg gleichsam wie ein Phönix aus Mays Asche. Er übernahm die Parteiführung der Tories und schwang sich mit dem entschlossenen Schlachtruf «Get Brexit done» zum Premierminister auf. Das war vor genau einem Jahr.

Inzwischen hat er Schwächen gezeigt. Er erkrankte schwer an Covid-19 und wäre laut Ärzten fast daran gestorben. Nach der Grenzerfahrung schien er nicht mehr der Alte. Er stehe unter schlechtem Einfluss von Carrie Symonds, der neuen Frau an seiner Seite, wurde gemunkelt. Unentschlossen schob er Grossbritannien im Schlingerkurs durch die Pandemie.

Nun wittern die EU-Alphas beim britischen Premier Schwäche. Sie hoffen, ihn zu bodigen, jetzt, da es beim Brexit um das Eingemachte

geht. Am 31. Dezember scheidet Grossbritannien aus dem EU-Binnenmarkt und der Zollunion aus. Als bündnisfreier Staat versucht es, mit der EU ein Freihandelsabkommen abzuschliessen. Doch die EU will dem Vereinigten Königreich ihre eigenen Normen und Regeln diktieren. Ein bisschen so, als ob die Briten immer noch in der EU wären.

Logik der Herrenreiter

Konkret fordert die EU, Grossbritannien müsse mit den sich ändernden Vorschriften innerhalb der EU Schritt halten. Dies sei nötig, damit die Integrität des EU-Binnenmarktes geschützt bleibe.

Johnson lehnt diese Forderung als komplett unfair ab. Denn dies bedeute im Grunde, «dass wir Briten allen neuen Gesetzen, die die EU einführt, folgen müssen, oder wir werden be-

Deal, No-Deal oder Brüssel-Diktat? Boris Johnson pickt keine Rosinen. Er kämpft um Grundsätzliches.

straft». Dies verletze die britische Souveränität.

Zu Recht reklamiert Johnson hier ein grosses Foul. Brüssel wolle das unabhängige Grossbritannien und den EU-Block «wie Zwillinge» behandeln, moniert er bilderreich. «Wenn die EU beschliesst, sich einen Haarschnitt zu verpassen, dann muss sich auch Grossbritannien einen Haarschnitt machen, sonst wird es bestraft», sagte er. «Oder die EU beschliesst, eine

teure Handtasche zu kaufen, dann muss Grossbritannien auch eine teure Handtasche kaufen, sonst drohen Zölle und Strafen.»

Die harte EU-Haltung folgt der Logik der knuteschwingenden Herrenreiter. Der Abtrünnige muss um jeden Preis mit harten Konditionen abgestraft werden. Um sicherzustellen, dass sein Beispiel nicht Schule macht. Und um zu verhindern, dass ein eigenständiges Grossbritannien rasch zum Erfolg aufsteigt.

Lange rechneten die Brüsseler Meister der Winkelzüge damit, dass Johnson in letzter Minute einlenken würde. Zu gross sei die Angst der Briten vor einem No-Deal.

Dies sei eine «psychologische Fehlinterpretation», schreibt Charles Moore, Thatcher-Biograf und Kolumnist beim *Telegraph*. Die EU verhalte sich «wie ein Imperium, das alt wird und anfängt, Kolonien zu verlieren». Was die Briten darin bestätige, «dass es richtig ist, die EU ganz zu verlassen».

Lehrstück für die Schweiz

Johnson scheint sich bis jetzt von der Drohkulisse nicht einschüchtern zu lassen. Seine Position zu Hause ist solid. Im Parlament von Westminster hat er eine Mehrheit von achtzig Sitzen. Ein Konkurrent, der ihn an der Macht abzulösen droht, ist nicht in Sicht.

Mit der landesweiten Impfkampagne schreitet Johnson weltweit voran und beweist traditionell britische Leadership. Unter Applaus lassen sich Britanniens Älteste und Schwächste den Impfstoff (*vaccine*) spritzen und werden als «V-Day heroes» gefeiert, in Anlehnung an den D-Day. Ein Ruck geht durch die Nation.

Deal, No-Deal oder Brüssel-Diktat? Boris Johnson pickt keine Rosinen. Er kämpft um Grundsätzliches. Und er setzt den Auftrag um, den ihm sein Volk gegeben hat.

Sein Brexit-Showdown offenbart der Schweiz: Wer im Umgang mit der EU nicht selbstbewusst und prinzipientreu auftritt, verliert die Selbstachtung, dann die Seele und schliesslich die Souveränität.



Gefährliches Menschenexperiment

Die neuartige Impfung gegen Sars-CoV-2 basiert auf einer Gentherapie. Risiken und Nebenwirkungen sind wenig erforscht. Massenimpfungen sind nicht zu verantworten.

Stefan Hockertz

Impfungen sind eine der grossen Errungenschaften der modernen Medizin. Durch eine künstliche Infektion mit abgeschwächten Erregern oder deren Toxinen wird unser Immunsystem gestärkt. Eine Impfung ist damit eine vorbeugende Massnahme für Gesunde. Wir müssen also besonders genau darauf achten, dass der Schaden nicht grösser ist als der Nutzen.

Der Aufbau einer Immunantwort ist für einen jungen Menschen in der Regel unproblematisch. Für ältere Menschen, deren Immunsystem schon etwas inaktiver geworden oder anderweitig beschäftigt ist, kann eine Impfung risikoreicher sein. Alle Impfungen, insbesondere wenn sie schon eine andere Infektion haben, dürfen nur dann geimpft werden, wenn eine genaue Anamnese durchgeführt wurde.

Die Herstellung eines Impfstoffs ist eine hochkomplexe, aufwendige und langwierige Angelegenheit. Beim Influenzavirus beispielsweise werden Unmengen von bebrüteten Hühneriern infiziert, danach werden diese Viren isoliert. Bei einem konventionellen Impfstoff ist nach der Zulassung mit ein bis zwei Jahren allein für die Herstellung zu rechnen. Doch vorher muss der Stoff erst zugelassen sein.

Ganz schmaler Pfad

Es gibt für die Zulassung von Impfstoffen internationale Richtlinien, die unbedingt einzuhalten sind. Sie müssen wirksam sein, dürfen aber keine schädlichen oder gar gefährlichen Nebenwirkungen erzeugen – und dies ist ein ganz schmaler Pfad. Der Prozess der Zulassung für einen komplett neuen Impfstoff nimmt deshalb mindestens acht Jahre in Anspruch. Bei einem bekannten Impfstoff ist eine Zulassung allenfalls in einem Jahr möglich. Das setzt aber voraus, dass man dessen Zusammensetzung, die Verunreinigungen, seine Wirkweise, die Verteilung im Körper (Pharmakokinetik) und die spezifische Wirkweise auf das Immunsystem bereits kennt.

Gegen die Gruppe der Coronaviren, zu denen Sars-CoV-2 gehört, gibt es zurzeit keinen zugelassenen humanen Impfstoff.

Coronaviren galten bislang für die Pharmaindustrie als völlig uninteressant, weil sie laut WHO keine lebensbedrohliche Erkrankung hervorrufen. Kommt dazu, dass die Herstellung nach dem konventionellen Prinzip, das wir vom Influenza-Impfstoff her kennen, im Fall von Coronaviren problematischer ist. Der ganze Prozess würde also tatsächlich acht bis zehn Jahre dauern. Man hat deshalb eine völlig neue Impfstrategie entwickelt, die man bislang noch nie angewendet hat: die mRNA-Impfung.

Anders als bei der konventionellen Impfung werden bei dieser Technologie Gen-Bestandteile aus dem Virus herausgeschnitten. Diese Genschnipsel werden dann dem Menschen direkt verabreicht. Dabei soll freie mRNA, also freies genetisches Material, über eine Trägersubstanz

Anders als bei der konventionellen Impfung werden Gen-Bestandteile aus dem Virus herausgeschnitten.

direkt in unsere Zellen hineingebracht und dann von diesen abgelesen werden. Wir haben es hier also mit einem gentherapeutischen Ansatz zu tun. Und in diesem Bereich gibt es zahllose Unbekannte, die heute schlicht noch nicht ausreichend erforscht sind.

Wir wissen nicht sicher, in welche Zellen das genetische Material des Virus eindringt; wir wissen nicht, wie lange es abgelesen wird; wir wissen auch nicht, wo in unserer Zelle das genetische Material des Virus eingesetzt wird; und wir wissen insbesondere nichts zur Immunologie. Wir kennen keine Nebenwirkungen und auch nicht die Reaktion des Immunsystems, wir haben die Verunreinigungen nicht präklinisch geprüft, wir wissen so gut wie nichts zur Pharmakodynamik und -kinetik, und wir wissen fast gar nichts zur Toxikologie, besonders zur Immuntoxikologie. Das wissen wir alles nicht, weil eine solche gentherapeutische Impfung bislang noch nie durchgeführt worden ist. Weltweit gibt es keinen einzigen Impfstoff, der auf mRNA beruht.

Es zieht sich durch die gesamte Corona-Krise, dass die Regierenden autoritär, rechthaberisch und masslos agieren statt wissenschaftlich und vernünftig. Von keiner der zuständigen Institutionen – deutsche Regierung, Robert-Koch-Institut, Charité, Paul-Ehrlich-Institut –, die ich als Fachmann angeschrieben habe, bekam ich auch nur eine einzige klare wissenschaftliche und evidenzbasierte Antwort zur Gefährlichkeit des Coronavirus. Es regieren Angst und Panik.

Wie kann es sein, dass innerhalb von nur drei Monaten einer präklinischen Untersuchung, die meiner Meinung nach viele Jahre dauern müsste, eine Genehmigung erteilt wird für einen Versuch an Tausenden gesunden Probanden? Ich fürchte, dass hier unter Umgehung aller regulatorischen Normen unsere heiligsten wissenschaftlichen Prinzipien und unsere Ethik der Politik geopfert werden. Und dies auf dem politischen Altar einer nach meiner Auffassung masslos aufgebauchten viralen Agenda.

Heiligste wissenschaftliche Prinzipien

Das Fehlen einer seriösen Risikobewertung zeichnet die Covid-19-Krise von allem Anfang an aus. Ständig wird von Fallzahlen geredet, doch das Risiko der Auswirkungen eines Lockdowns auf die Psyche der Menschen und auf die sozialen Strukturen, ja auf das Leben schlechthin blieb völlig unbeachtet. Es gab keine Risikobewertung hinsichtlich der Schulschliessungen und deren Folgen für Kinder und Jugendliche. Genau diese fehlende Risikobewertung erleben wir nun im Umgang mit den Impfstoffen, die eventuell gar zwangsweise verabreicht werden sollen. Doch eine Impfung ohne Nebenwirkungen gibt es nicht – und diese dürfen niemals grösser sein als deren Nutzen.

Stefan Hockertz ist Professor für Molekulare Immuntoxikologie an der Universität Hamburg und geschäftsführender Gesellschafter der TPI Consult GmbH in Stein AG und Bollschweil (D).

Viel Lärm um wenig

Gegen den neuen UBS-Chef Ralph Hamers wird in den Niederlanden ermittelt. Die Beweislage ist dünn. Das Theater der Medien wirkt übertrieben.

Florian Schwab

Nimmt man die Schweizer Medien zum Nennwert, dann ist bei der UBS Feuer im Dach. Mitte letzter Woche wurde bekannt, dass ein niederländisches Gericht die Staatsanwaltschaft angewiesen hat, gegen Ralph Hamers, den neuen UBS-Chef, zu ermitteln. Für Verwaltungsratspräsident Axel Weber sei das «der Super-GAU», meint die *Sonntagszeitung*. «Überlebt Ralph Hamers die ersten 100 Tage?», fragt das Finanzportal *Finews*. «Ralph Hamers droht zur Belastung zu werden», findet sogar die bedächtige *Neue Zürcher Zeitung*.

In der internationalen Finanzpresse war die neue Entwicklung hingegen bestenfalls eine Randnotiz. Die *Financial Times* widmete ihr eine abwartende Kurzmeldung, das *Wall Street Journal* liess sie gänzlich links liegen. Nicht umsonst. Im Kern geht es nämlich um eine uralte Affäre, die im weltweiten Kontext kaum noch jemanden erschüttert. Der niederländischen Bank ING wurde vorgeworfen, in den Jahren 2010 bis 2016 fragwürdige Gelder osteuropäischer Kunden angenommen zu haben. Hamers war damals Chef. Damit war die Bank nach niederländischem Recht bei der Geldwäsche von un versteuertem Vermögen behilflich. Mit der Staatsanwaltschaft einigte sie sich im Jahr 2018 auf die Zahlung einer Strafe von 775 Millionen Euro. Damit schien die Angelegenheit bereinigt.

Aufgewärmter Ladenhüter

Wäre da nicht Pieter Lakeman gewesen, ein Kämpfer für Aktionärsrechte. Er rollte den Fall neu auf. Vor dem niederländischen Gericht klagte er ein, dass die Staatsanwaltschaft auch gegen die Manager der Bank persönlich ermitteln müsse. Es könne nicht sein, fand er, dass die Eigentümer durch die Busse bluten mussten, während die Führungsetage der Bank ungeschoren davonkomme. Die Gutheissung der Klage durch das Gericht am vergangenen Mittwoch war eine Überraschung – nicht nur für die UBS, sondern auch für die juristische Zunft in den Niederlanden. Eine noch grössere Überraschung wäre es, wenn die Staatsanwalt-

schaft wirklich Anklage erheben sollte. Ganz zu schweigen davon, wenn Hamers tatsächlich durch alle Instanzen verurteilt würde.

Warum ist das unwahrscheinlich? Erstens hat die Staatsanwaltschaft schon bei ihrer früheren Untersuchung überprüft, ob es eine strafrechtliche Handhabe gegen die Führungskräfte der Bank gibt. Zu diesem Zweck hörte sie Hamers' Telefon zwei Jahre lang ab, ohne dabei einen rauchenden Colt zu entdecken. Nach heutigem Kenntnisstand ist die strafrechtliche Beweislage gegen den ehemaligen ING-Chef dünn. Behauptet wird, er habe E-Mails aus der Rechtsabteilung ignoriert und die Bank organisatorisch zu sehr auf Wachstum und zu wenig auf Einhaltung der Gesetze getrimmt. Zu seiner Verteidigung kann gesagt werden, dass warnende E-Mails aus der Rechtsabteilung zum Alltag jedes Banken-CEO gehören. Damit daraus ein strafrechtlich belastbarer Vorwurf wird, müsste man ihm schon nachweisen, sehr spezifisch interveniert zu haben, um illegales Verhalten zu decken oder zu ermuntern. Gäbe es Beweise dafür, warum ist man dann in der früheren Untersuchung nicht darauf gestossen?

Zweitens handelt es sich beim Fall ING sozusagen um juristische Stangenware. Es gibt kaum eine grosse international tätige Bank, die nicht schon wegen Rechtsverstössen grosse Millionenbeträge an verschiedene Staaten hätte abdrücken müssen. Manipulationen beim Libor-Zinssatz, der internationale Malaysia-

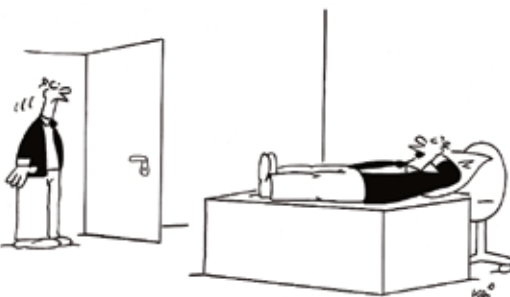
Korruptionsfall 1MDB, Steuerhinterziehung in den USA: Jedes Mal sammelten die Aufsichtsbehörden viele Milliarden ein. Und die Liste liesse sich fortsetzen.

Lukrative Strafaktionen

Seinen Ursprung hatte der Trend zu umfangreichen Strafzahlungen zwecks Beilegung juristischer Probleme in den USA. Doch in der Zwischenzeit sind auch verschiedene europäische Aufsichtsbehörden auf den Geschmack dieses Instruments gekommen. Das Phänomen ist auch nicht auf die Finanzbranche beschränkt. Die EU-Kommission will in drei Kartellrechtsfällen total 8,2 Milliarden Euro von Google. Man kann heute davon ausgehen, dass die Aufsicht überall auf der Lauer liegt und darauf wartet, saftige Bussen zu verteilen. Die Firmen und die meisten Aktionäre haben sich daran gewöhnt. In den meisten Fällen bevorzugen sie eine rasche, aber teure Einigung mit der Justiz, wie im Fall ING geschehen. Dass danach das Top-Management noch strafrechtlich belangt wird, wäre ein ziemlich ungewöhnlicher Schritt der Niederlande, der weitgehend ohne Beispiel ist.

Diese Gedanken hat sich der UBS-Verwaltungsrat gemacht, als er Hamers unter Vertrag nahm. Anders als in verschiedenen Zeitungen kolportiert, verliess sich die UBS dabei nicht auf Abklärungen der Headhunter-Firma Egon Zehnder. Die kampferprobte UBS-Rechtsabteilung nahm eine eigene juristische Lagebeurteilung vor. Auch die Finanzmarktaufsicht Finma hat den ING-Fall sorgfältig abgeklärt, bevor sie Hamers durchwinkte. Aus ihren Communiqués kann man schliessen, dass sie sowohl mit der EZB als auch mit der niederländischen Finanzaufsicht die Personalie angeschaut hat, ohne dass dabei eine rote Lampe aufgeleuchtet hätte.

Wie viele Schweizer Kommentatoren kann man jetzt der Meinung sein, der neue UBS-Chef sei durch das Verfahren in den Niederlanden abgelenkt und könne sich seiner Aufgabe zu wenig widmen. Ralph Hamers hat es in der Hand, auch diese Befürchtung zu zerstreuen.



„Natürlich bin ich ein Macher-Typ! Ich mache Pause!“

Mehr Ständemehr, bitte

Internationale Abkommen sind heute demokratisch zu billig zu haben.



Ende November haben die Kantone gezeigt, was in ihnen steckt. Siebzehn von ihnen sagten nein zur Konzernverantwortungsinitiative, während eine knappe Mehrheit der Stimmenden ja sagte, jedoch wegen des Neins der Kantone das Nachsehen hatte. Danach kam, was zu erwarten war: Die Verlierer enervierten sich über das Ständemehr, geisselten das «undemokratische Abstimmungsverfahren» und forderten mehr «Gerechtigkeit». Auch Politologen liessen sich nicht lange bitten und legten ausgetüftelte Modelle vor, wie man das Ständemehr schwächen könnte.

Die Empörung kulminiert meist in der Aussage, dass ein Urner oder ein Appenzeller an der Urne dreissig- bis vierzigmal so viel zähle wie ein Zürcher – das dürfe nicht sein, man müsse endlich die grossen Städte, die «progressiven» Kräfte gegenüber der Allianz der Neinsager stärken. Dagegen gibt es so einiges einzuwenden. Zum Beispiel, dass es das Volk war, das 2016 mit 50,8 Prozent Neinstimmen achtzehn Stände überstimmte und die CVP-Volksinitiative gegen die Heiratsstrafe bodigte – die Appenzeller und die Urner Ehepaare können sich bei den Zürchern bedanken, bei den Baslern und bei den Genfern ebenfalls, dass sie weiterhin zu hohe Bundessteuern bezahlen müssen. Hat damals jemand verlangt, dass man das Ständemehr stärker gewichten solle gegen die Allianz der Neinsager?

Fast schon amüsant ist weiter, dass ausgerechnet das linke Lager sich um die kleinen Kantone foutiert und, so hat man den Eindruck, die ländliche Schweiz am liebsten zu einem einzigen Stand fusionieren möchte.

Jene Kreise, die sonst für einen geradezu fanatischen Minderheitenschutz stehen, finden also, dass die Grossen bestimmen und die Kleinen sich fügen sollen. Zudem wirkt das Ständemehr als Bollwerk gegen den Zentralismus und hilft den Kantonen, ihre Entmachtung zu verhindern. Das zeigte sich exemplarisch 2013 bei der Abstimmung über den Familien-Verfassungsartikel, der vom Volk angenommen und von den Ständen gestoppt wurde. Die Be-

Nach wie vor weiss man nicht, ob der EU-Rahmenvertrag dereinst Volk und Ständen vorgelegt wird.

stimmung hätte den Bund befugt, praktisch für alles zuständig zu sein, was irgendwie mit Familie, einer Kernkompetenz der Kantone, zu tun hat. Und schliesslich ist das Ständemehr auch in politischer Hinsicht klug (wobei das links-grüne Zeitgenossen zugegebenermassen wohl anders sehen). Die tendenziell eher konservativ eingestellte Landbevölkerung schützt die Schweiz davor, voreilig zeitgeistige oder gar radikale Neuerungen einzuführen. Das Ständemehr bewahrt uns vor Schnellschüssen.

Dasselbe sollte auch gelten, wenn es um den Abschluss wichtiger internationaler Abkommen geht. Doch hier hapert es beträchtlich. So gut wie keine Staatsverträge, und seien sie noch so bedeutend, werden Volk und Ständen heute zur Abstimmung unterbreitet. Es gibt etliche Abkommen, die dies zweifellos verdienen würden, man denke etwa an die Personenfreizügigkeit oder an das Schengen-Abkommen

mit seiner dynamischen Rechtsübernahme – diese Verträge haben für das Land zweifellos weitreichendere Folgen als so manche Verfassungsänderung. Für sie gilt aber lediglich das fakultative Referendum mit Volksmehr.

Die Referendumsfrage ist keine rechts-ästhetische Angelegenheit, sondern von eminent politischer Bedeutung. Das Bundesgericht ist nämlich vor ein paar Jahren zur grossen Freude aller Völkerrechtsturbos dazu übergegangen, Menschenrechtspakte sowie bilaterale Verträge wie die Personenfreizügigkeit über die Bundesverfassung zu stellen – Staatsverträge also, die demokratisch schwächer legitimiert sind als diese.

Das ist, institutionell gesehen, ein Unding: Auf diese Weise kann man die Verfassung, für deren Änderung mit dem Ständemehr eine hohe Hürde gilt, via Völkerrecht, das demokratisch billiger zu haben ist, faktisch aushebeln. Jeder staatspolitisch sensible Bürger spürt, dass dies nicht aufgeht. Auch der Ständerat hat das (endlich) gemerkt und kürzlich das doppelte Mehr für wichtige Staatsverträge beschlossen. Ob dieses eingeführt wird, ist allerdings ungewiss: Im Nationalrat zeichnet sich schon jetzt kräftiger Widerstand der Internationalistenfraktion ab, die ihre Anliegen heute mit Vorliebe über das internationale Recht durchsetzt.

Übrigens: Nach wie vor weiss man nicht, ob der für die Schweiz schicksalsbestimmende und faktisch unkündbare EU-Rahmenvertrag dereinst Volk und Ständen vorgelegt werden wird. Bundesrat und Bundesamt für Justiz halten sich noch immer bedeckt.

Kalifornische Albträume

Elon Musk zieht weg. Andere Unternehmer verlassen fluchtartig den «goldenen Staat». Was ist in Kalifornien los, dem einstigen Sehnsuchtsort der Welt?

Joel Kotkin



Selbsterstörerischer Trip.

Einheimische und externe Beobachter haben Kalifornien schon immer als Leuchtturm für eine bessere Zukunft gesehen. Das gilt aktuell besonders für Linke, Tech-Oligarchen und ihnen nahestehende Organisationen, deren Gesinnungsgenossin Kamala Harris nur einen Herzschlag vom Präsidentenamt entfernt ist als Stellvertreterin des bald mächtigsten Mannes der Welt.

Rollstühle statt Surfbretter

Tech-Oligarchen, Akademiker, Staatsbedienstete und Journalisten haben ein neues kalifornisches «Modell» entworfen. Die Oligarchen haben praktisch alle linken Politiker unterstützt (einschliesslich Harris und Biden) und oft beifällig mitangesehen, wie Staat und Kommunen die Steuern erhöhten und immer strengere Vorschriften für Unternehmen erliessen. In vielen europäischen Städten haben ähnliche Koalitionen von Staatsbediensteten, «progressiven» Unternehmen und grünen Organisationen eine vergleichbare Agenda durchgesetzt.

Doch das Scheitern dieses Modells ist unübersehbar. Hollywood-Glamour und gigantischer

Reichtum der Tech-Oligarchen künden von einer weiterhin starken Wirtschaft (Kalifornien ist die fünftgrösste Volkswirtschaft der Welt), aber die Realität ist weniger glamourös, sie ist extrem beunruhigend. Kalifornien, wo die meisten jungen und die einflussreichsten Milliardäre ansässig sind, hat eine Schicht von Feudalherren hervorgebracht und zugleich immer mehr «Leibeigene». Kalifornien hat, auf Kostenbasis, die höchste Armutsrate in den USA, die schlechtesten Schulleistungen und eine Wirtschaft, in der vier Fünftel der in den letzten zehn Jahren geschaffenen Jobs unter dem mittleren Lohnniveau lagen. Staatliche Massnahmen werden von den Linken zwar weithin gelobt, aber in Kalifornien gibt es inzwischen mehr Ungleichheit als in Mexiko.

Seit Generationen hat Kalifornien Talente angezogen. Künstler, Politiker und Unternehmer stellten sich als Trendsetter dar. Inzwischen packen viele von ihnen die Koffer, unter ihnen Medienleute wie etwa Joe Rogan und Ben Shapiro oder Unternehmer wie Larry Ellison von Oracle und Elon Musk, das jüngste und berühmteste Beispiel.

Wie der Demograf und Städteplaner Wendell Cox beobachtet, leidet Kalifornien seit Jahren unter der Abwanderung. Ausländer (Musk ist gebürtiger Südafrikaner) waren wichtig für den Aufstieg von Kalifornien – von den polnischen und ungarischen Juden, die Hollywood gross gemacht haben, bis zu den meist asiatischstämmigen Unternehmern und Ingenieuren, die im Silicon Valley eine prominente Rolle spielen. Auch sie verlassen Kalifornien in immer grösserer Zahl. Der Zuzug von Ausländern ist auf ein Drittel des Niveaus in Texas gesunken.

Am beunruhigendsten dürfte der Weggang von jungen Leuten und Familien sein. Immer mehr Millennials zieht es nach Texas, Tennessee und selbst in den Mittleren Westen, zumal, wenn sie eine Familie gründen wollen. Laut Umfragen wollen zwei Drittel der Beschäftigten von Tech-Unternehmen aus San Francisco wegziehen. Kalifornien, früher Inbegriff von Jugendlichkeit, altert inzwischen deutlich schneller als die übrigen Bundesstaaten. Sollte sich dieser Trend fortsetzen, werden nicht mehr Surfbretter Kalifornien symbolisieren, sondern Rollstühle.

Angesichts der Konzentration von High-tech-Unternehmen, der Dominanz der Unterhaltungsindustrie und der faszinierenden Natur scheint die kalifornische Wirtschaft auf den ersten Blick unschlagbar zu sein. Aber die Pandemie hat ein tiefer liegendes Problem offengelegt: den Mangel an ökonomischer Diversität. Kalifornien erlebt in praktisch allen anderen Wirtschaftssektoren Stagnation oder Niedergang und konzentriert sich noch mehr auf die Bay Area und die dort ansässigen Tech-Unternehmen.

Die Pandemie ist ein Geschenk für die Tech-Oligarchen, da Menschen und Geschäfte auf Online-Kontakte angewiesen sind. Doch sie ist eine Katastrophe für Niedriglohnpfänger, vor allem im wichtigen Hotel- und Gaststättengewerbe. Löhne in besser bezahlenden Produktionsbetrieben liegen deutlich unter dem landesweiten Durchschnitt und ein Drittel bis ein Viertel unter den in Texas, Virginia, Arizona, Nevada und Florida üblichen Salären – für Kaliforniens Arbeitnehmer ist dies ein Desaster. Keine einzige kalifornische Grossstadt figuriert bei gut-

bezahlten Fabrikjobs unter den Top Ten (nicht einmal kostenbereinigt), während vier (Ventura, Los Angeles, San José und San Diego) am unteren Ende rangieren.

Diesem Trend folgen nun auch Bürojobs. Im vergangenen Jahr haben viele etablierte Unternehmen Kalifornien verlassen, Firmen wie Oracle, Hewlett-Packard, Occidental Petroleum, CBRE, Charles Schwab sowie McKesson, ein vor 150 Jahren in San Francisco gegründetes Unternehmen, das bei der Verteilung des neuen Covid-19-Impfstoffs eine führende Rolle spielt.

«Unerreichbare Fantasie»

Experten wie Laura Tyson und Lenny Mendonca sehen Kalifornien als Ausgangspunkt einer «neuen fortschrittlichen Zeit». Diese Ansicht vertritt, kaum überraschend, auch Gouverneur Gavin Newsom, der gern betont, dass Kalifornien das Modell für eine nachhaltige und sozial gerechte Wirtschaft sei. So sieht das auch die europäische Linke, die Wirtschaftswachstum ablehnt und sich lieber mit Identitäts- und Umweltfragen beschäftigt. Allerdings sind immer mehr Kalifornier gegen dieses Modell. Mehr als 50 Prozent sind der Ansicht, dass die Achtzehn- bis Dreissigjährigen es schlechter haben werden als vorangegangene Generationen. Besonders ausgeprägt ist die Unzufriedenheit unter den *people of color*,

was nicht überrascht, wenn man bedenkt, dass Hispanics und Schwarze schlechter dastehen als in den meisten anderen Bundesstaaten. Ein Drittel der Latinos, der grössten ethnischen Gruppe in Kalifornien, lebt in Armut, während es ausserhalb von Kalifornien 21 Prozent sind. «Für Latinos», so Politikberater Mike Madrid, «ist der kalifornische Traum eine unerreichbare Fantasie.»

Aufgrund der extremen grünen Ideologie, des korrumpierenden Einflusses der Tech-Oligarchen und der öffentlichen Gewerkschaften befindet sich Kalifornien auf einem selbstzerstörerischen Trip.

In dieser Situation könnte es durchaus zu einem Aufstand kommen. Laut einer Klageschrift von 200 prominenten Bürgerrechtsaktivisten hat die kalifornische Klimapolitik arme und Minderheiten überproportional hart getroffen, weil Wohnungs- und Energiepreise explodiert sind und der Arbeitsmarkt geschwächt wurde. Der Versuch der kalifornischen Regierung, etwa die Nutzung von Erdgas zu verbieten, hat zu Protesten der drei wichtigsten ethnischen Handelskammern (von Afroamerikanern, Latinos und Asiatischstämmigen) geführt, die vor den Folgen einer unzuverlässigen und teuren Energieversorgung warnen.

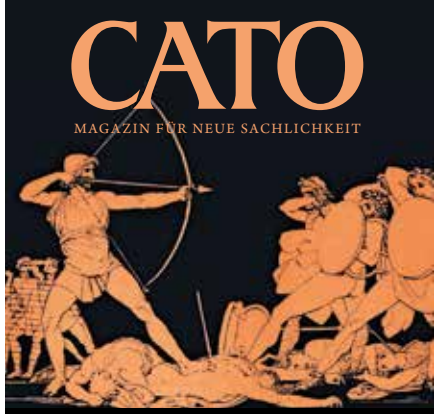
Jeder Versuch, den Staat zu reformieren (beziehungsweise das Modell zu justieren), dürfte

auf Widerstand seitens der tonangebenden Koalition aus Gewerkschaften, grünen Organisationen und der sie finanzierenden Tech-Oligarchie stossen. 2020 haben die Kalifornier zwar Trump abgestraft, aber sie haben eben auch progressive Projekte abgelehnt (Begrenzung von Zeitarbeit, Erhöhung der Unternehmenssteuer, Mietendeckel und ethnische Quoten für Schulen und Jobs im Staatsdienst). Ausserdem wurden mehrere Republikaner (Latinos und Amerikaner asiatischer Herkunft) in den Kongress entsandt.

All das bedeutet keine Rückkehr zu einer konservativen Politik à la Reagan – dieser Zug ist längst abgefahren –, aber es bedeutet Unterstützung für eine neue politische Agenda, die in erster Linie den Grundbedürfnissen der meisten Kalifornier dient. Wir, die wir uns Sorgen machen um die Zukunft der nächsten Generation, mögen mit gutem Grund frustriert sein, aber dass es bei all unseren Ressourcen und unserer Innovationsfähigkeit keinen Weg geben soll, den einst stolzen Ruf des Staates Kalifornien als Zukunftslabor und Traumwerkstatt wiederherzustellen, ist inakzeptabel.

Joel Kotkin, 67, ist Direktor des Urban Reform Institute in Houston und Fellow in Urban Studies an der Chapman University in Orange, Kalifornien. Er ist Autor von «The Coming of Neo-Feudalism».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



CATO
MAGAZIN FÜR NEUE SACHLICHKEIT

2021 – Odyssee im Westraum

Heimkehr nach Ithaka? – Hans-Georg Maaßen im Interview

Marco Gallina beschreibt Chinas Griff nach der Weltmacht

Andreas Lombard analysiert die Corona-Transformation

Heimkehr nach Ithaka? – Hans-Georg Maaßen im Interview

Marco Gallina beschreibt Chinas Griff nach der Weltmacht

Andreas Lombard analysiert die Corona-Transformation

Jetzt
am Kiosk
oder unter
cato-magazin.de/bestellen

CATO
MAGAZIN FÜR NEUE SACHLICHKEIT

IHRE ARCHE FÜR DIE STÜRME VON MORGEN

CATO versteht sich als meinungsbildendes Medium, das für den vergessenen Wert des Bewahrens eintritt. Was hilft uns weiter? Worauf können wir zurückgreifen? Woran wollen wir uns erinnern? Was sollten wir pflegen? CATO bietet Orientierung im Hinblick auf Politik, Kultur, Religion, Alltag und Familie. Das Eigene und das Gefühl dafür werden auf ansprechende Weise gestärkt. CATO läßt den Leser nicht im Regen der Krisenmeldungen stehen. CATO wird konkret und beansprucht Gültigkeit über Tag und Jahr hinaus.



Lesen Sie CATO jetzt regelmäßig. Bestellen Sie sich CATO bequem nach Hause. Sechs Ausgaben bekommen Sie für nur 72 Euro im Jahr.

Weitere Details und Angebote im Internet oder per Telefon:

www.cato-magazin.de/abo

030 . 81 09 67 80

Seine Stärke war seine Offenheit

Ökonom Borner lebte für die Verbesserung der hiesigen Wirtschaftspolitik.



Gute Ideen, fundierte Kritik: Forscher Borner.

Wie kaum ein anderer Ökonom in der Schweiz hat sich Silvio Borner in seiner Laufbahn als Professor für eine Verbesserung der Wirtschaftspolitik eingesetzt. Seinen letzten Versuch, die unausgeglichene Energiepolitik der Schweiz in vernünftige Bahnen zu lenken, konnte er nicht mehr abschliessen. Doch das von ihm geschaffene Carnot-Cournot-Netzwerk wird seine Anstrengungen weiterführen.

Es war nie das Ziel von Silvio Borner, komplexe theoretische Modelle weiterzuentwickeln oder den Nobelpreis zu gewinnen. Er wollte mit guten Ideen und fundierter Kritik einen Beitrag zu einer guten Wirtschaftspolitik leisten. Wenn er eine Fehlentwicklung ortete, schrieb er dazu Artikel, veranstaltete Vorträge, animierte seine Doktoranden und Habilitanden, sich damit auseinanderzusetzen und nach besseren Lösungen zu suchen. Seine Begeisterung übertrug sich auf seine Schüler. Deshalb erstaunt es nicht, dass einige von ihnen in der öffentlichen Verwaltung oder an Hochschulen Karriere machten.

Hervorragender Manager

Als ich Silvio Borner in den 1970er Jahren etwas besser kennenlernte, hatten wir konträre Auffassungen über die Rolle des Staates. Nach seinem Forschungsaufenthalt an der Yale University, die damals ein Mekka des Keynesianismus war, befürwortete er eine aktive Geld- und Fiskalpolitik. Eine Auffassung, die ich nach vielen Diskussionen mit den Monetaristen Karl Brunner

und Allan Meltzer aufgegeben hatte. Meinungsverschiedenheiten hatten wir auch in Bezug auf den Beitritt der Schweiz zum EWR. Nach einer nicht sehr freundschaftlichen Podiumsdiskussion schlug er mir vor, gemeinsam ein Seminar zur schweizerischen Wirtschaftspolitik abzuhalten. Er war der Meinung, dass es für die Studenten lehrreich wäre, zwei unterschiedliche Auffassungen kennenzulernen. Diese Offenheit und Bereitschaft, sich mit anderen Meinungen auseinanderzusetzen, war eine seiner Stärken. Für seine Seminare konnte er immer hochkarätige Vertreter aus der Wirtschaft und Verwaltung gewinnen. Es lag ihm viel daran, dass die Studenten mit diesen über ihre Arbeiten und Ansichten diskutieren konnten.

Silvio Borner war ein hervorragender Manager. Er hätte auch in der Privatwirtschaft Karriere gemacht. Sein Organisationstalent habe ich erstmals erlebt, als er als Präsident die Jahrestagungen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik organisierte. Jedes Mal konnte er hervorragende Wissenschaftler aus dem In- und Ausland als Referenten überzeugen. Zu seinen Leistungen gehören die «Law and Economics»-Kurse, die er an der Universität Basel mit privatem Geld organisierte. Er brachte es fertig, die besten Vertreter dieses Fachs für wenig Geld aus den USA nach Basel zu locken. Die Studenten konnten sich so mit Themen vertraut machen, die damals in der Schweiz noch ein stiefmütterliches Dasein fristeten.

Nachdem ich mich beruflich mit Corporate Governance zu beschäftigen begonnen hatte, schlug er vor, ein Seminar zu diesem Thema abzuhalten. Es war damals seine Idee, Corporate-Governance-Fragen nicht nur im Zusammenhang mit Aktiengesellschaften zu diskutieren, sondern Corporate Governance auch bei Genossenschaften und Stiftungen unter die Lupe zu nehmen – Themen, die in jüngster Zeit wieder an Aktualität gewonnen haben.

Kein Ohr für Einzelinteressen

Ein Vorteil von Silvio Borner war, dass er neben seiner Tätigkeit an der Universität auch Verwaltungsratsmandate ausübte. Seine Erkenntnisse über die private Wirtschaft liess er in seine Vorlesungen einfließen. Auch die Programmkommission von Avenir Suisse, deren Mitglied er lange Jahre war, konnte davon profitieren, dass er kein Schreibtischökonom war. Er gehörte zu den treibenden Kräften in diesem Think-Tank. In seiner Laufbahn hat er sich immer für eine marktwirtschaftliche, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhende Politikberatung eingesetzt. Er wollte verhindern, dass der auf einer marktwirtschaftlichen Wirtschaftsordnung basierende Wohlstand der Schweiz durch staatlichen Interventionismus zerstört würde. Für Einzelinteressen von Unternehmungen oder Verbänden hatte Silvio Borner kein offenes Ohr. Ihm ging es nur um eine marktwirtschaftliche Rahmenordnung und Wirtschaftspolitik.

Man kann über Silvio Borner nicht schreiben, ohne die Vielzahl seiner Artikel, Bücher und Vorträge zu erwähnen. Mit seinen vielen Kolumnen trug er seine Ideen von marktwirtschaftlichen Lösungen in die breite Bevölkerung. Silvio Borner hatte eine spitze Feder und konnte ebenso lustig wie böse sein, auf jeden Fall war er nie langweilig. Diese Eigenschaften kamen auch im persönlichen Umgang zum Tragen. Als wir feststellten, dass er, Bruno Frey und ich innerhalb von zehn Tagen im Sternzeichen des Stiers zur Welt gekommen waren, gründeten wir den «Stierenclub» mit dem Ziel, bei Reisen, einem guten Glas Wein und kulinarischen und kulturellen Genüssen unsere ökonomischen Erkenntnisse auszutauschen und zu vertiefen.

Nun ist seine Stimme verstummt. Die Schweiz verliert einen Ökonomen, der nie müde wurde, gegen eine schlechte Wirtschaftspolitik und für deren Verbesserung zu kämpfen.

Kurt Schiltknecht

HERODOT



Das dumme [...] huere [...] top verschissne Ständemehr [...] isch verdammsiech unfair, [...] üs doch egal, die Mönscherächt, Houptsach, es geit nid üser Wirtschaft schlächt.» Mit solcher Fäkalsprache deckte unser Staatsradio am vorletzten Samstag Familie Schweizer am Mittagstisch ein – guten Appetit!

Einmal mehr betrieb die Sendung «Zytlupe» unter dem Deckmantel der angeblichen Satire linke Propaganda. Die selbsternannte «Autorin» Stefanie Grob – nomen est omen – beschimpfte eine knappe Hälfte der Abstimmenden und stellte das föderale Fundament unseres Staates in Frage. Natürlich macht sie sich um das Wohlergehen der Wirtschaft keine Sorgen, wenn sie für derartige Verbalinjurien mit unseren Zwangsgebühren auch noch bezahlt wird.

Dass auch anständige Menschen, denen die Menschenrechte durchaus ein Anliegen sind, gute Gründe haben könnten, eine derartige Initiative abzulehnen, passt nicht ins undifferenzierte Weltbild unserer staatlichen Radiomacher. Vor ein paar Wochen hatte Grobs Ostschweizer Kollege in der «Zytlupe» die Gegner der Konzernverantwortungsinitiative schon lächerlich gemacht. Auch in anderen Sendegefässen machte Radio SRF konzessionswidrig seit Monaten kaum verhüllte Propaganda für die Initiative. Ohne diese und diejenige der ebenfalls mit Zwangsabgaben finanzierten Staatskirchen hätte die Initiative wohl auch das knappe Volksmehr verpasst. Das ist der eigentliche Skandal dieser Abstimmung und nicht das Scheitern der Initiative am deutlichen Ständemehr.

Trotzdem versuchte SRF, eine Diskussion um die Abschaffung des Ständemehrs loszutreten, weil eine Volksinitiative – zum zwei-

ten Mal seit ihrer Einführung vor 130 Jahren (!) – daran gescheitert war. Dabei wurde nicht erwähnt, dass in den meisten Ländern qualifizierte Mehrheiten für eine Verfassungsänderung verlangt werden, zumal in Bundesstaaten. In den USA etwa müssen drei Viertel der Gliedstaatenparlamente einer Verfassungsänderung zustimmen. Die in der Schweiz verlangte einfache Mehrheit von Volk und Ständen ist eine vergleichsweise niedrige Hürde. Ohne das Ständemehr könnten 50,01 Prozent der Abstimmenden

Einmal mehr betrieb die Sendung «Zytlupe» unter dem Deckmantel der angeblichen Satire linke Propaganda.

und drei bis vier Kantone entscheiden, dass wir ein Präsidialsystem wie die USA haben oder die Hauptstadt nach Zürich verlegen sollten.

Wer verhindern will, dass alle siebzig Jahre eine Initiative am Ständemehr scheitert, müsste nicht dieses abschaffen, sondern die Einführung der Gesetzesinitiative fordern. Solche Initiativen brauchten kein Ständemehr, könnten aber im üblichen Gesetzgebungsverfahren wieder geändert werden. Die Idee wurde schon mehrfach diskutiert, auch bei der letzten Totalrevision der Bundesverfassung, aber immer verworfen.

Eine solch differenzierte Diskussion findet in den SRG-Medien nicht statt. Es wird einzig die Empörung darüber bewirtschaftet, dass eine von einer überwältigenden Mehrheit der Radio- und Fernsehmacher – und einer sehr knappen der Abstimmenden – befürwortete Initiative an einer deutlichen Mehrheit der Kantone scheiterte.

Die einseitige Information durch die SRG sieht man auch bei der Corona-Epidemie. Es

wird kaum thematisiert, dass die Grenz Kantone zu Frankreich und Italien wegen der vielen Grenzgänger von Anfang an stark disproportional von der Pandemie betroffen waren und zu Einfallstoren für das Virus wurden. Sowohl im Frühjahr als auch im Oktober wurde die Seuche ganz wesentlich durch Grenzgänger eingeschleppt. Beide Male verzichtete der Bundesrat jedoch auf Massnahmen. Im Oktober lehnte Alain Berset angesichts des offensichtlichen Zusammenhangs zwischen den explodierenden Zahlen in Genf und im französischen Umfeld explizit Einschränkungen für Grenzgänger ab. Lieber auferlegt er dann der Wirtschaft landesweit empfindliche Einschränkungen, nachdem sich das Virus im ganzen Land stark ausgebreitet hat. Dass dies auch andernorts viel mit unserer verfehlten Migrationspolitik zu tun hat, ist für die SRG ebenfalls kein Thema.

70 Prozent der Corona-Betten in den Spitälern der Nordwestschweiz werden von Ausländern mit meist prekären Deutschkenntnissen beansprucht. Wenn man annimmt, dass Ausländer mit mangelhaften Kenntnissen einer Landessprache etwa 10 Prozent der Bevölkerung ausmachen, entspricht dies einer mehr als zwanzigfachen Corona-Inzidenz dieser Bevölkerungsgruppe. Andernorts dürfte es ähnlich sein, aber die Zahlen werden nicht erhoben. Die sonst stets propagierte Ursachenbekämpfung ist im Pandemiefall nicht erwünscht, da politisch nicht korrekt und dem geplanten schleichenden Anschluss an die EU nicht förderlich.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Söders Wandlungen

Der bayerische Ministerpräsident baut sich zum Gegenmodell der zaudernden Kanzlerin auf. Selbst bei eher linken Medien kommt der Durchgreifer Markus Söder damit an.

Wolfgang Koydl

Markus Söder ist ein grosser Mann, zumindest, was die Körpergrösse angeht. Mit seinen 1,94 Metern überragt er sogar seinen Vorgänger, den auch nicht zwergenwüchsigen Horst Seehofer, um einen Zentimeter. Einmal hatte Söder launig auf diesen Umstand hingewiesen. Seehofer verging die gute Laune rasch: Wenig später hatte ihn der Grössere als Chef der bayerischen CSU und als Ministerpräsidenten gestürzt.

Wer immer der Grösste war, möchte die Extrazentimeter früher oder später in Macht übersetzen. Söder ist ein Machtmensch. Seinem Fortkommen ordnet er alles unter, zur Not auch früher einmal geäusserte Prinzipien. Er hat alles, was es für eine Politikerkarriere braucht: Fleiss, Sitzfleisch, das Talent zur Selbstinszenierung, eingespielte Netzwerke und ein grosszügiges Mass an Opportunismus, Pardon: Flexibilität.

Es gehe ihm nicht um die Macht

«Solange es richtig scheppert, ist alles im Lot», erklärte der gebürtige Franke einmal, der sich aus dem Nürnberger Kleineleutequartier Schweinau bis in die Münchner Staatskanzlei hochgearbeitet hat. «Hauptsache, der Name ist richtig geschrieben.» Daher entbehrte es nicht der Ironie, als der *Focus* eine Titelgeschichte über Söder unter die Überschrift stellte: «Mir ging es nie um die Macht».

In Bayern und in der CSU hat er die Macht bereits errungen und das Erbe seines Jugendidols Franz Josef Strauss angetreten. Ähnlich selbstbewusst wie der legendäre Politiker übt auch er nun diese Macht aus; die Parteizentrale mag von ihren bescheidenen Anfängen in der Lazarettstrasse in einen Glaspalast am Münchner Nordfriedhof umgezogen sein. Doch Stil und Stimmung haben sich nicht verändert: Oben thront der Pharao, unten wuselt der Hofstaat.

Aber Söder will höher hinaus. Zwar wird er nicht müde, zu beteuern, dass sein Platz in Bayern sei. Aber tatsächlich setzt er sich immer deutlicher als möglicher Kanzler für ganz Deutschland in Szene. Die Bühne bietet ihm die Corona-Pandemie. Hier lässt sich der Bayern-Premier an Härte und Entschlossenheit von niemandem über-



«Solange es richtig scheppert, ist alles im Lot»: Ministerpräsident Söder als Shrek.

treffen: Lockdown, Ladenschliessungen, Ausgangssperren, Alkoholverbote, und das alles ruckzuck – wenn es um die Bekämpfung des Virus geht, ist jedes Mittel recht.

Wo Angela Merkel mal die emotionsfreie Physikern mit dem «Glauben» an die Wissenschaft und mal die flehende Mutter gibt, mimt Söder den harten Hund. Er ist der Mann, der das Schicksal Deutschlands auf seine breiten Schultern lädt, er zaudert, zögert und zappelt nicht herum, er zeigt, wo's langgeht. Sogar die traditionellen Bayern-Skeptiker der in Hamburg beheimateten Leitmedien werden bei Söder schwach: «Ein Lichtblick», schwärmt der *Spiegel*, vom «Super-Söder» säuselt die *Zeit*.

Bewusst baut sich der 53-Jährige als Gegenmodell zur Kanzlerin auf, die angekündigt hat, bei den Bundestagswahlen 2021 nicht mehr anzutreten. Sein Kalkül: Nach 16 zunehmend als bleiern empfundenen Merkel-Jahren sehnen sich die Deutschen nach einem Macher à la Helmut Schmidt und Gerhard Schröder. Da kann keiner der drei Männer mithalten, die sich um den Vorsitz der grossen Schwesterpartei CDU und damit um die Kanzlerkandidatur bewerben.

Merkels Stärke war es immer gewesen, abzuwägen, abzuwarten und auszusitzen. «Die Dinge vom Ende her zu denken», wie das Motto lautete. Doch in der Pandemie verwandelt sich Stär-

ke in Schwäche: Das Virus lässt sich nicht aussitzen, und die Bürger erwarten klare Ansagen – auch wenn es weh tut. Mehr als 70 Prozent der befragten Deutschen wünschen sich einen härteren Lockdown – und liegen damit auf Söders Linie. Er ist ein Mann, der weder vom Ende noch vom Anfang her denkt, sondern einfach in die Hände spuckt und anpackt.

«Ganz grosse Fragen im Blick»

Bemerkenswert: Diese Haltung kommt auch bei jener Partei an, die voraussichtlich in Koalition mit der Union die nächste Bundesregierung bilden wird: die Grünen. In einem Doppelinterview, das der *Spiegel* unlängst führte, umgurrten sich Söder und der Grünen-Chef Robert Habeck wie Turteltauben.

Sehr «lehrreich» fand der Grüne, wie der Unionsmann «diese Kurve hingekriegt habe» vom rechten Scharfmacher zu einem der grünen Ministerpräsidenten Deutschlands. Er habe Respekt vor ihm. Söder revanchierte sich ähnlich ehrerbietig beim «philosophischen» Habeck: Schwarz-Grün sei optimal, weil nur diese Parteien «die ganz grossen Fragen im Blick» hätten. Da beide Politiker schon die Natelnummer des anderen haben, steht dem nächsten Projekt nichts entgegen: zusammen ein Bier trinken. Sobald der Lockdown aufgehoben ist.

Wie Fake News salonfähig wurden

Fake News hatten mal ein schlechtes Image. Heute sind sie in den Medien voll im Trend.



Beginnen wir mit einem kleinen Beispiel von letzter Woche. Bei der Wahl des Bundespräsidenten, so wusste der *Blick*, werde Guy Parmelin einen «Denkzettel» einfangen. Es drohe ihm eine «Ohrfeige».

Parmelin, wie man weiss, wurde dann mit einem Glanzresultat gewählt. Produzierte der *Blick* nun Fake News, oder war es nur eine der im Journalismus immer wieder üblichen Zeitungsenten?

Um die Frage zu beantworten, müssen wir kurz klären, wie Fake News definiert sind: Es ist eine Lügengeschichte, die vorsätzlich in die Welt gesetzt wird, um die eigene Ideologie zu verbreiten und die Gegner dieser Ideologie zu diskreditieren. Dieses politische Sendungsbewusstsein unterscheidet Fake News von normalen Fehlinformationen, die durch journalistische Nachlässigkeit oder Inkompetenz entstehen.

So betrachtet, war die *Blick*-Story wohl näher bei gezielten Fake News als bei einer fahrlässigen Falschinformation. Die SVP und ihre Vertreter gelten im Hause Ringier seit je als des Teufels.

Damit kommen wir zum grösseren Bild. Fake News haben in letzter Zeit eine bemerkenswerte Entwicklung hinter sich. Sie sind im Journalismus von einem Schmähbegriff zum Gebrauchsartikel geworden. Fake News sind heute in den traditionellen Medien salonfähig geworden.

Donald Trump plane einen Staatsstreich, lasen wir beispielsweise, von *Tages-Anzeiger* bis *Spiegel*. Es waren reine Fake News.

Die Intensivbetten in der Schweiz seien voll belegt, lasen wir beispielsweise, von *Republik* bis *New York Times*. Es waren reine Fake News.

Wir könnten noch unzählige weitere Beispiele von gefakten Schlagzeilen anfügen. Präsident Trump werde militärisch den Iran angreifen – Fake. Der Kreml werde den US-Wahlkampf verfälschen – Fake. Es litten zunehmend Kinder unter Corona – Fake. Eine Corona-Impfung gebe es frühestens 2022 – Fake.

Es ist kein Zufall, dass all diese Beispiele aus den zwei Themenbereichen stammen, die in den Medien in diesem Jahr völlig dominierten. Ausser Trump und Corona gibt es im Journalismus nichts mehr von Belang.

Der Ausdruck eignet sich nur noch, um Kollegen zu beleidigen, die anders denken als man selbst.

Trump und Corona haben die Redaktionen enorm politisiert und radikalisiert. Die zwei alles überdeckenden Themen haben die unabhängige Distanz zu allem und jedem aufgelöst, was früher als Berufstugend in den Medien galt. Man kann das irgendwie verstehen. Trump und Corona sind derart kontroverse Stoffe, dass sie eine ideologische Parteinahme geradezu provozieren. Ideologische Standpunkte aber führen fast zwingend in die Produktion von Fake News, um die eigene Position zu propagieren.

Manche Redaktionen sind deshalb zu glühenden Shutdown- und Trump-Scharfmachern geworden. Da wird jede Infektion im Altersheim zum Untergang der Welt und jedes Gerichtsurteil gegen Trump zur Errettung der Demokratie.

Die Diskussion um Fake News ist in der Medienbranche darum erloschen. Der Aus-

druck «Fake News» eignet sich nur noch, um Journalistenkollegen zu beleidigen, die anders denken als man selbst.

Besonders schön hat man das am Fall von Hunter Biden gesehen, dem Sohn des neuen US-Präsidenten. Zwei Wochen vor der Wahl berichtete die *New York Post* über dubiose Geschäfte und präsentierte E-Mails des Sohne-manns, die dem FBI vorlagen und die auch seinen Vater in die Bredouille hätten bringen können. Die grossen US-Medien von *New York Times* bis CNN schwiegen die Geschichte weitgehend tot und diffamierten sie als Fake News.

Am Wahltag kannte die Mehrheit der Wähler die Affäre um Hunter Biden nicht. Es war ein Grosse Erfolg für die Medien, die damit Trumps Wiederwahl verhindern halfen.

Letzte Woche bestätigte die Staatsanwaltschaft, dass gegen den Sohn des Präsidenten ermittelt werde. Jetzt stiegen alle grossen Mainstream-Medien auf die Geschichte ein. Von Fake News war keine Rede mehr. Die Wahl war ja vorüber und gewonnen.

Dermaßen korrupt wie die Journalisten in den USA sind ihre Kollegen in der Schweiz noch lange nicht. Das zeigte sich zuletzt bei Bundesrat Alain Berset, dem von Journalisten bewunderten Shutdown-Helden. Als bekannt wurde, dass er wegen einer Beziehungsgeschichte erpresst worden war, war das für alle Redaktionen das grosse Thema. Manchen Journalisten brach es zwar fast das Herz, dass sie ihren Schachkönig in ein eher diffuses Licht rücken mussten. Dennoch, sie berichteten wahrheitsgemäss. In den USA ist im vergleichbaren Fall die Wahrheit bereits Fake.

Weltwunder Landwirtschaft

Die Bauern, oft als rückständig belächelt, sind heimliche Weltmeister der Innovation. So ernähren sie eine immer grösser werdende Menschheit. Und das ist noch lange nicht alles.

Beat Gygi

In all den Nachrichten über Corona, Geschäftsblockaden und Produktionsausfälle ist ein Lichtblick fast übersehen worden: ein neuer Weltrekord im Weizenanbau. Mit 17,4 Tonnen Ertrag pro Hektare, oder gebräuchlicher ausgedrückt: 174 Kilo pro Are, übertraf der neuseeländische Farmer Eric Watson aus Ashburton seinen eigenen Weltrekord von 168 Kilo im Jahr 2017. Neue Sorten, moderne Düngungsmethoden und intensivere Überwachung nennt er als Erfolgsrezepte. Weiter, schneller, höher – das Rennen um Leistungssteigerungen läuft in der Landwirtschaft unerbittlich, wie im Spitzensport oder in der Chip-Industrie.

Was geht das die Schweiz an? Viel. Die Schweizer Landwirte sind eigentlich ähnlich fit wie die neuseeländischen Kollegen. Mit einem Ertragsdurchschnitt bei etwa 90 Kilo Weizen pro Are liegt man trotz regulatorisch eingeschränktem Düngen und Pflanzenschutz zusammen mit Neuseeland oder Deutschland weltweit vorne. Klar, Weizen ist lediglich eine von vielen Kulturpflanzen, aber das Rennen bei der Versorgung der Menschen mit dem Lebensnotwendigen läuft in allen Bereichen auf vollen Touren. Zum Glück für die Bevölkerung.

Gesundheit der Bürger in Gefahr?

In der Corona-Krise zeigte sich wieder einmal, was die Landwirtschafts- und Nahrungsmittelbranche kann: Eigenständig, ohne Stottern und staatliche Notinterventionen wie etwa in der Medizin lieferte sie den Menschen ihre Nahrung. Nur noch etwa 7 Prozent eines Haushaltsbudgets sind heute in der Schweiz dafür nötig. Vor hundert Jahren mussten die Leute mehr als einen Drittel dafür aufwenden. Und in der Schweiz produzieren rund 3 Prozent der Bevölkerung die Hälfte der Nahrungsmittel für alle und pflegen einen Drittel der Fläche des ganzen Landes.

Aber wer denkt heute noch daran? Eine leistungsstarke Landwirtschaft hat in der Schweiz zurzeit nicht sehr viele Fans. Hohe Erträge oder effiziente Produktion gelten als weniger lebenswichtig als früher, ein Selbstversorgungsgrad von durchschnittlich etwa 50 Prozent als genügend, man kann ja alles

Nötige importieren. Politisch erwünscht ist in der Schweiz, vor allem in urbanen Umweltekreisen, heute viel eher eine saubere, ja reinliche Landwirtschaft, quasi eine Natur-Dienstleistungseinrichtung, bei der nicht einmal die Stiefel schmutzig werden. Umwelt-Interessengruppen in lockerer Koalition mit dem Bundesamt für Umwelt machen Druck in Richtung Biologisierung der Landwirtschaft und gegen den Einsatz von chemischen Pflanzenschutzmitteln und Düngern.

«Pestizid im Trinkwasser, Grenzwerte ums 22-Fache überschritten», «Eine Million Menschen haben Pestizide im Trink- und Grundwasser» – und schuld sind die Bauern. So tönen

Eigentlich hat die Landwirtschaft in der Vergangenheit das durchgezogen, was heute der Tech-Sektor tut.

Medienmeldungen im Vorfeld von Anti-Pestizid-Initiativen, die nun in die politische Debatte kommen. Der Kampf läuft zum Teil übers Messen von Wirkstoffrückständen im Grundwasser, die dank neuen Methoden nun in viel geringeren Konzentrationen erkennbar sind als früher, die aber keine offiziellen Gesundheitsgrenzwerte oder gesetzlichen Limiten darstellen. Jedoch kann schon der Nachweis allein den Eindruck erzeugen, die Gesundheit der Bürger sei in Gefahr. Das Unkrautvertilgungsmittel Glyphosat etwa wurde zunächst öffentlich verdächtigt, es sei krebserregend, dann aber musste der Bund entgegen früheren Darlegungen mitteilen, Glyphosat-Rückstände in Lebensmitteln stellten kein Gesundheitsrisiko für Konsumenten dar. Gesundheitsschädigende Folgen ergäben sich beispielsweise erst beim Konsum von 655 Kilo Brot oder 1600 Liter Wein pro Person und Tag. Dennoch ist das Präparat politisch erledigt.

Aus dem Blick verloren hat man auch, welche sensationelle Entwicklung die Landwirtschaft langfristig bewältigt hat. Über die vergangenen Jahrhunderte hinweg haben Pflanzenbau und Tierzucht mit wachsender Produktivität die Menschen zunehmend von der Last der

Nahrungssuche befreit und ihnen immer mehr Freiräume für andere Aktivitäten gegeben. Begonnen hat diese Art von Befreiungsbewegung eigentlich schon nach der jüngsten Eiszeit vor etwa 10 000 Jahren, als die Menschheit zur Sesshaftigkeit überging, Felder zu bebauen und Tiere zu domestizieren begann. Vorher mussten die Leute praktisch 100 Prozent ihrer Energie einsetzen, um die Energie zu beschaffen, die sie sich selber zum Überleben zuführen mussten.

Der Malthus-Falle entronnen

Mit Ackerbau und Nutztierhaltung gewannen sie so viel, dass ein Energieüberschuss als Vorrat speicherbar war. Mit dem Sesshaftwerden begann sich auch das Eigentum an Grund und Boden sowie an Sachen als gesellschaftliche Institution zu entwickeln, auch das Unternehmertum. Wer sich den Anspruch auf die Früchte der eigenen Arbeit sichern kann, hat den Anreiz, mehr zu tun und zu produzieren und sich so Freiräume zu erarbeiten, um Zeit und Energie für andere Tätigkeiten zu haben. Und damit letztlich: die Menschen aus dem Elend von Hunger, schlechter Gesundheit und geringer Lebenserwartung zu führen und dann eine wachsende Bevölkerung zu ernähren – oder anders gesagt: der Malthus-Falle zu entrinnen.

Was ist das? Pessimistisch hatte sich seinerzeit der britische Ökonom Thomas Robert Malthus in den 1780er Jahren zur Lage der Menschheit geäussert; man komme wirtschaftlich nicht vorwärts. Wenn die Bevölkerung wachse, werde der Mangel umso schlimmer, da die Nahrungsversorgung nicht mithalten könne – aber pikanterweise ging es gerade zu diesem Zeitpunkt mit der Wirtschaftsentwicklung in England richtig los, später auch andernorts. Jahrhundertlang hatten die Weizenenerträge bei einem Zehntel von heute gelegen, bis 1800 verdoppelten sie sich und explodierten dann ab 1900.

Eigentlich hat die Landwirtschaft in der Vergangenheit das durchgezogen, was heute der Tech-Sektor tut. Fortschritte in der Züchtung von Pflanzen und Tieren, in der Fütterung, Düngung und Mechanisierung haben laufend Pflanzen- und Fleischerträge nach oben



Grüne Revolution.

getrieben, eine Spitzenkuh gibt heute 20 000 Liter Milch pro Jahr, das x-Fache von damals. Maschinen wurden raffinierter, automatisiert, breite Drescher ernten Riesenfelder ab, es erledigt eine Person, wofür man früher Dutzende Angestellte hatte. Aber typisch: Die Produktivitätsfortschritte drückten auf die Absatzpreise, denn der Wettbewerb auf den Märkten für effizient produzierte Massengüter frass die Margen weg – was die Landwirtschaft zwang, noch schneller zu rennen: laufend mehr Leistung und Innovationen zu günstigeren Preisen zu liefern, wie die Computerindustrie.

«Brot aus der Luft»

Eine gewaltige Innovation war der Traktor, der ab 1900 zunehmend das Arbeitspferd ersetzte, massiv Arbeitskräfte freisetzte und nicht gleich einen Teil des Outputs selber frass. Laut den Ökonomen Richard Steckel und William White haben der Traktor und die Maschinen in den USA das Wirtschaftswachstum weitaus stärker beschleunigt als die Eisenbahn.

Dann kam die grosse Revolution der Düngung. Um 1910 herum machten die deutschen Chemiker Fritz Haber und Carl Bosch eine Erfindung,

die nach der Einschätzung von Fachleuten die wichtigste des 20. Jahrhunderts war: die Synthese von Stickstoff aus der Luft, so dass eine Verbindung entsteht, die als Pflanzendünger dienen kann. «Brot aus der Luft» – das brachte der

Eine gewaltige Innovation war der Traktor, der ab 1900 zunehmend das Arbeitspferd ersetzte.

Landwirtschaft den ganz grossen Durchbruch, nachdem man vorher auf Salpeter vor allem aus Südamerika angewiesen war. Nach dem Zweiten Weltkrieg lancierten die Amerikaner in Asien und Südamerika die sogenannte grüne Revolution, mit neuen Anbaumethoden und Sorten. Zudem hat sich China emporgearbeitet. Stellenweise wurden die Erträge vervielfacht, neue Flächen wurden erschlossen, und bis zur Jahrtausendwende gab es Tausende von Entwicklungsprogrammen in etwa hundert Ländern. Was ist das Ergebnis aus heutiger Sicht?

Bruno Studer, Professor für molekulare Pflanzenzüchtung an der ETH Zürich, sieht es so: «Die Ertragssteigerungen der grünen Revo-

lution waren und sind beeindruckend. Sie haben das Leben vieler Menschen ermöglicht.» Aber die Auswirkungen auf die Umwelt seien zu bedenken, und auch heute seien noch immer Ertragssteigerungen möglich. Wie gewinnt die Landwirtschaft künftig gegen den Hunger? Die gegenwärtige Hungerproblematik mit immer noch rund 900 Millionen mangel- und unterernährten Menschen sei, so Studer, nicht allein eine Folge von zu geringer Produktion, es gehe um Ernährungssicherheit im weiteren Sinn.

Er nimmt Bezug auf den Bericht «OECD-FAO Agricultural Outlook»: Ein Produktionsplus von rund 10 Prozent ergibt sich durch mehrere Ernten pro Jahr und von 5 Prozent durch eine Ausweitung der Anbaufläche. Volle 85 Prozent der weltweiten Zunahme der landwirtschaftlichen Produktion im Pflanzenbau kämen aber in den nächsten zehn Jahren aus Ertragssteigerungen, heisst auch aus Innovationen. Studer: «Spannend ist da die enorme technologische Entwicklung mit und durch die Genschere Crispr/Cas.» Für diese Innovation erhielten die französische Mikrobiologin Emmanuelle Charpentier und die US-Biochemikerin Jennifer Doudna dieses Jahr den Nobelpreis.

Islamismus, richtig bekämpft

Es ist nicht schwer, gegen religiöse Fanatiker vorzugehen.
Die Frage ist, ob wir ernsthaft dazu bereit sind.

Hans-Georg Maassen

Die Terroranschläge im Oktober und November machten deutlich, dass es neben Corona und seinen ökonomischen Auswirkungen ein weiteres Problem gibt, das ungelöst ist: der Islamismus. Die Anschläge kamen nicht überraschend, denn in den letzten Jahren gab es immer wieder Anschläge und Anschlagversuche, die von den Sicherheitsbehörden vereitelt wurden. Die Täter waren immer wieder junge Männer mit muslimischem Migrationshintergrund.

Dass Politiker auf diese Anschläge mit Reformvorschlägen reagierten, ist politisch verständlich und sachlich begründet. Es geht darum, bestmöglichst aufgestellt zu sein, um künftige Attentate zu verhindern. Dabei genügt es nicht, eine bessere Ausstattung von Polizei und Nachrichtendiensten zu versprechen, ihnen mehr Befugnisse zu geben und eine bessere europäische Zusammenarbeit zu fordern, sondern die Probleme müssen an der Wurzel angepackt werden. Andernfalls wäre es so, wie wenn man die Feuerwehr immer weiter vergrößert und hofft, sie werde alles richten, ohne dafür zu sorgen, dass die Mindeststandards beim Brandschutz eingehalten werden.

Macrons Forderung ist vernünftig

Zu den Mindeststandards bei der Islamismusbekämpfung gehört es, die Aussengrenzen zu schützen, ausländische Islamisten abzuschicken und den islamistischen Extremismus zu bekämpfen. Die Forderung von Präsident Macron, den europäischen Aussengrenzschutz zu verbessern, ist deshalb vernünftig, denn durch strikte Grenzzurückweisungen können mögliche Gefährder erst gar nicht zu uns gelangen. Viele Terroropfer könnten noch leben, wenn es einen funktionstüchtigen europäischen Aussengrenzschutz und eine sicherheitsorientierte Abschiebungspolitik gegeben hätte.

Fragen muss man die Politiker, warum sie nicht bereits nach der ersten Anschlagsschwelle 2015/2016 für einen wirksamen Aussengrenzschutz sorgten. Mit Blick auf die europäischen Bremser steht allerdings zu befürchten, dass Macrons Forderung bis zur nächsten An-

schlagsschwelle vergessen sein wird oder sich auf Aussengrenzkosmetik beschränkt.

Islamistischer Terrorismus kommt aber nicht nur über die Aussengrenzen zu uns, sondern entsteht auch in unseren muslimischen Gemeinschaften. Es sind die islamistischen Extremisten und Radikalen in unserer Gesellschaft, wie die Muslimbruderschaft, die ihnen den Nährboden geben. Leute, die unsere Gesellschaft zutiefst verachten und eine andere, islamistisch geprägte Gesellschaft wollen.

Sie nutzen unsere Toleranz, Gastfreundschaft und die sozialen Sicherungen des Westens gegen uns aus. Sie indoktrinieren junge Menschen so, dass sie unsere liberale Demokratie ablehnen und bekämpfen. Sie geben sich uns gegenüber oftmals moderat, um als Gesprächspartner auf Augenhöhe akzeptiert zu werden. Sie streben in Parteien und gesellschaftliche Gruppierungen, um Anerkennung zu finden und ihre Forderungen in dosierter Form einzubringen. Sie agieren schrittweise, schleichend. Sie wollen im Unterschied zu den Terroristen als die Gemässigten wahrgenommen werden.

Unsere Toleranz ihnen gegenüber erwidern sie mit einer Intoleranz gegenüber allen, die sich kritisch gegenüber dem Islam äussern, sobald sie gesellschaftlich akzeptiert sind. Damit wird ein schrittweises Verschieben des politischen Koordinatensystems erreicht, wodurch ihre

Positionen als legitim und moderat erscheinen, während ihre Kritiker als Islamfeinde oder Populisten ausgegrenzt werden. Eine durchaus erfolgreiche Strategie. Innerhalb ihrer Parallelgesellschaften scheuen sie nicht davor zurück, Klartext über ihre wahren politischen Absichten zu äussern, nämlich die freiheitlichen Demokratien zu unterwandern.

Deshalb greift es zu kurz, das Problem des Islamismus auf den Terrorismus zu reduzieren. Der islamistische Extremismus ist eine andere, aber ebenso grosse Gefahr, da er einerseits Terroristen das ideologische Rüstzeug gibt und andererseits von ihm eine Unterwanderung der Gesellschaft ausgeht. Wir nehmen den Extremismus weniger wahr, weil er schleichend vorgeht, und dadurch gewöhnen wir uns über die Zeit an seine Existenz.

Intoleranter und wehrhafter

Es ist eigentlich nicht schwer, gegen islamistischen Extremismus vorzugehen. Wir müssen nur ernsthaft bereit sein, unsere liberale Demokratie zu verteidigen. Das setzt voraus, dass wir wahrnehmen, dass unsere freiheitlichen Demokratien auch Feinde haben, die nicht offen als Feinde in Erscheinung treten. Ihnen dürfen wir nicht mit Toleranz begegnen, denn Toleranz wird als Schwäche wahrgenommen und gegen uns instrumentalisiert.

Wir können zum Beispiel verhindern, dass sie öffentliche Gelder erhalten, dass sie in Schulen und Haftanstalten unterrichten und muslimische Seelsorge betreiben, dass sie Kinder indoktrinieren, und vor allem, dass sie von der Gesellschaft als Gesprächspartner auf Augenhöhe wahrgenommen werden. Wenn sie in einem islamistischen Land leben wollen, ist es besser, dass sie dorthin gehen, als dass der Islamismus zu uns kommt.

Kurz: Wir müssen klare Kante zeigen und ihnen gegenüber intoleranter und wehrhafter sein. Andernfalls drohen wir an unserer Gutmütigkeit und Naivität zu scheitern.



Hans-Georg Maassen war Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz. Er ist Mitglied der CDU.

Föderalismus ist kein «Gstürm»

Der Bundesrat geisselt die Kantone. Die Medien rufen nach starker Führung aus Bern. Dabei zeigt gerade die Pandemie: Mehr Vielfalt bringt bessere Politik.

Christoph A. Schaltegger

Es waren für die eidgenössische Politik ungewohnte Worte. Die Bundespräsidentin mahnte die Kantone, das «Gstürm» müsse aufhören, sie spüre, dass der Bundesrat das Heft wieder in die Hand nehmen müsse. So dokumentiert man Führungswillen, mit dezidierter Sprache der Krisenmanagerin, die uns das Gefühl von Klarheit und Sicherheit vermitteln soll: Der Bundesrat übernimmt die Führung und wird die Corona-Krise bewältigen. Beruhigende Einheitlichkeit als Gebot der Stunde. Wirklich?

Während die Einheitsstrategie in einer Ausnahmesituation oft populär ist, stellt man sich bei näherem Hinsehen die Frage, was denn die Gründe dafür sein sollen. Hat der Bundesrat genauere Informationen über den Verlauf der Pandemie und bessere Instrumente zur Krisenbewältigung als die Kantone? Klar: Mittlerweile haben wir gelernt, dass die Reproduktionszahl generell eine wichtige Kenngrösse zur Steuerung der Eindämmungsmassnahmen ist. Bleibt diese Zahl unter 1, beruhigen uns die Epidemiologen, dass die Spitalkapazitäten ausreichen sollten. Der Bund kann so mit seinen Experten koordinieren und in seinen Kompetenzbereichen die Führung übernehmen.

Der richtige Mix

Aber es ist mindestens so wichtig, zu erkennen, dass die Kantone mehr als nur Vollzugsbehörden des Bundes sind. Gerade in einer Situation fundamentaler Unsicherheit. Gezielte und auf solider empirischer Evidenz beruhende Politik bietet in einem föderalistischen Land nämlich die beste Voraussetzung, den Fortgang der Krise adäquat und mit weniger Schäden zu meistern. Unterschiedliches Handeln je nach Problemlage ist daher nicht «Gstürm», sondern Ausdruck einer Politik des sorgfältigen Abwägens von Massnahmen am Ort des Geschehens. Warum ist in der Schweiz eine differenzierte Strategie sinnvoll? Zwei Gründe stehen im Vordergrund:

Erstens bedeutet Verhältnismässigkeit in der Eindämmungspolitik, möglichst zielgenau vorzugehen. Der bisherige Verlauf der Pandemie hat uns die Wirkung zweier Extremmassnahmen vor Augen geführt: Der zentral verordnete Shut-

down im Frühling hat die Ansteckungszahlen zwar wirkungsvoll reduziert. Der Nachteil der drastischen Massnahme ist allerdings, dass sie wenig Anhaltspunkte dafür bietet, wie man verantwortungsvoll aus der Eindämmungspolitik aussteigt. Wie viel Lockerung verträgt es, ohne dass sich die Fallzahlen wieder exponentiell entwickeln? Die Laisser-faire-Politik im Sommer dagegen hat gezeigt, dass sich ohne Eindämmung das Virus wieder so schnell verbreitet, dass Kapazitätsprobleme im Gesundheitswesen drohen. Kurz: Die Herausforderung ist, den richtigen Mix an wirksamen Massnahmen zur rich-



Versuch und Irrtum.

tigen Zeit zu finden. Wir müssen uns an eine Interventionspolitik herantasten, die den Reproduktionsfaktor nachhaltig etwas unter 1 hält, die aber auch langfristig durchgehalten werden kann und Planungssicherheit bietet.

Schafft es günstige Voraussetzungen, dass der Bundesrat das Heft wieder in die Hand nehmen will? Ist der Entscheid, um 19 Uhr die Restaurants landesweit zu schliessen, ein Befreiungsschlag? Wir wissen es nicht. Was wir aber wissen: Gerade in einer Situation fundamentaler Unsicherheit ist es geboten, so dezentral und so problemadäquat wie möglich dort zu entscheiden, wo die Kompetenzen zugeordnet sind. Im Gesundheitsbereich sind die Kompetenzen mehrheitlich bei den Kantonen. Bei der Einheitsstrategie dagegen wird es

weiterhin Kantone geben, bei denen eine Massnahme zu zaghaft ist, und andere, in denen diese nicht wirkt, sowie Kantone, die auch mit weniger drastischen Massnahmen die Kontrolle behalten würden. Nur über Versuch und Irrtum vor Ort werden wir erfahren, welche Interventionen wie wirken. Davon lernen alle – die Politik, die Gesellschaft, die Wirtschaft, die Experten.

Chancen für die Solidargemeinschaft

Zweitens ist es hilfreich, sich die Landkarte der Schweiz und ihre regionale Betroffenheit bezüglich Infektionen, Hospitalisierungen, Kapazitäten auf Intensivstationen, Todesfälle oder anderer Indikatoren anzusehen. Nicht nur die Unterschiedlichkeit, auch die Dynamik sticht ins Auge. Der Anstieg der Ansteckungen ist zwar oft ähnlich, aber der Zeitpunkt der Betroffenheit variiert stark. Das Aufflackern der Corona-Hotspots hat etwas Unberechenbares. Auch dies zeigt: In einer herausfordernden Situation, die sich denkbar unterschiedlich präsentiert, ist differenziertes Handeln angezeigt. Das bundesstaatliche Prinzip ist geradezu ideal für differenzierte politische Antworten bei unterschiedlichen Problemlagen. Das ist kein «Gstürm».

Der wortgewaltige Bundesrat Willi Ritschard hatte recht: «Der Bund kann nur Gesetze für alle machen. Er kann nicht ein Gesetz schaffen für den Kanton Appenzell, eines für den Kanton Basel und eines für den Kanton Genf. Daher kommt es auch, dass so viele Leute in diesem Lande unzufrieden herumlaufen. Jeder muss Konfektion tragen, niemand hat mehr einen Massanzug. Darum hat man gelegentlich auch den Eindruck, es werde am Morgen Essig getrunken statt Kaffee.» Letztlich sollte man auch nicht vergessen: Der Föderalismus bietet im Falle von kantonal asymmetrischen Schocks grosse Chancen für die Schweiz als Solidargemeinschaft. Ein föderalistisch organisiertes Land kann wie eine Versicherung zur solidarischen Teilung des Risikos innerhalb eines Landes funktionieren. Der lokale wirtschaftliche Schock wird so auf viele Schultern verteilt.

Christoph A. Schaltegger ist Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern.

Die Familiengeschichte ist Geschichte

In Biel verschwand die letzte regionale Verlegerdynastie des Landes.

Auch im Zürcher Oberland knallte es. Ein Blick auf das Genre der Regionalzeitungen.

Kurt W. Zimmermann

Die beiden Herren sassen in der Wohnung von Fredy Bayard in Bern und tranken Kaffee. «Und», fragte Bayard schliesslich, «gibt es einen Preis?»

Fredy Bayard wurde als Modeunternehmer erfolgreich und ist seit bald drei Jahren Besitzer des *Walliser Boten*. Seine Frage in seinem Wohnzimmer ging an Marc Gassmann, den Verleger des *Bieler Tagblatts*. «Und, gibt es einen Preis?»

Gassmann nannte den Preis.

«Ja», sagte Bayard.

Damit war in diesem Spätherbst 2020 das *Bieler Tagblatt*, und mit ihm auch die kleine Schwester *Journal du Jura*, verkauft. Mit den Gassmanns verschwand in der Schweiz die letzte klassische Verlegerfamilie, die in ihrer Heimatregion seit Urzeiten eine Tageszeitung betrieb. Marc Gassmann war beim *Bieler Tagblatt*, gegründet 1850 vom Druckereibesitzer Franz Josef Gassmann, der Vertreter der siebten Generation.

Mit dem Abgang der Gassmanns gibt es keine Vertreter jener Familientradition mehr, die zweihundert Jahre lang das dominierende Modell in der Zeitungsbranche war. Der Patriarch gründete oder kaufte einen Zeitungsverlag, übergab sein Blatt dann dem Sohn, ihm folgte der Enkel, und so fort.

Es gab zur Blütezeit der Regionalzeitungen Dutzende von solchen Dynastien. Manche überlebten Jahrhunderte. Es gab etwa seit 1854 die Lüdins mit ihrer *Basellandschaftlichen Zeitung* in Liestal, es gab seit 1857 die Guts mit ihrer *Zürichsee-Zeitung* in Stäfa, es gab seit 1858 die Hubers mit ihrer *Thurgauer Zeitung* in Frauenfeld, es gab seit 1869 die Dietschis mit ihrem *Oltner Tagblatt*, es gab die Hagemanns mit ihrer *Basler Zeitung*, es gab die Gassers und ihre *Bündner Zeitung* in Chur, es gab die Maurers mit ihrem *Berner Oberländer* in Spiez, und so fort.

Allesamt wurden sie in den letzten fünfzehn Jahren verkauft, meist an die grossen Medienunternehmen. Der Grund war kaum je eine wirtschaftliche Notlage. Anlass war jeweils das ungelöste Nachfolgeproblem. Nach der dritten, vierten oder auch erst siebten Generation erlosch in der Familienfolge das Interesse am Verlagsgeschäft.



Eigenständigkeit und Stabilität: Unternehmer Bayard (l.), Gassmann.

Auch die zwei grössten Schweizer Zeitungs-Deals in diesem Jahrhundert liefen nach diesem Muster ab. Die Kinder von Charles von Graffenried und von Pierre Lamunière hatten kein Flair und kein Talent für das Informationsgeschäft. Also verkauften die zwei Patriarchen ihre Zeitungshäuser Espace Media in Bern und Edipresse in Lausanne, insgesamt zehn Zeitungen, für ein paar hundert Millionen an den Tamedia-Konzern in Zürich.

Durchaus optimistisch

Im neusten Fall war es genauso. Marc Gassmann, der nun sein *Bieler Tagblatt* abstösst, hat zwar zwei Töchter. Aber beide interessieren sich beruflich nicht für das Geschäftsfeld der Publizistik. Also blieb nur die Abdankung.

Fredy Bayard, der Käufer des Blatts, kam aus derselben Nachfolgeproblematik überhaupt erst in die Rolle eines Verlegers. Sein heutiger *Walliser Bote* wurde zuvor über Jahrzehnte

vom Patriarchen Ferdinand Mengis geführt. Nach dessen Tod übernahm der Sohn die Führung, verlor aber schnell das Interesse am Verlagsgeschäft. Bayard konnte 2018 kaufen, weil eine Mediendynastie ihr eigenes Aussterben beschlossen hatte, genauso wie er das jetzt in Biel zum zweiten Mal erlebte.

Es gibt mit dem Ende der Gassmann-Erbfolge darum in der Zeitungsbranche keine alten Verlegerfamilien mehr. Der einzige regionale Clan, den es schon etwas länger gibt, ist die Familie von Hanspeter Lebrument, der mit seiner Tochter und seinen zwei Söhnen die Somedia-Gruppe in Chur und deren *Südostschweiz* führt. Lebrument kaufte den Verlag im Jahr 2000 – eine Dynastie kann man das nach zwanzig Jahren noch nicht nennen.

Neben den Lebruments gibt es nur noch eine Handvoll von Regionaltiteln, die unabhängig geblieben sind und bisher nicht übernommen wurden. Die meisten gehören kleineren Aktien-

gesellschaften, wie etwa der *Rheintaler* in Bern-eck, der *Corriere del Ticino* in Lugano, die *Freiburger Nachrichten* und der *Zürcher Oberländer* in Wetzikon.

80 Prozent der regionalen Tageszeitungen sind heute Töchter der börsenkotierten TX Group in Zürich, frühere Tamedia, und der CH Media in Aarau. Für CH Media gab 2018 auch die Badener Familie von Peter Wanner nach 170 Jahren ihre Eigenständigkeit als Regionalverleger auf und fusionierte ihre *Aargauer Zeitung* und sieben weitere Blätter mit den Regionalmedien der NZZ-Gruppe.

Die wenigen Selbstständigen, die es noch gibt, haben vor allem ein Problem: Sie tun sich schwer mit dem Wechsel von der gedruckten Zeitung zum digitalen Angebot. Ihre Einnahmen aus dem Online-Geschäft sind bei der Werbung wie bei den Lesern bis heute unbedeutend geblieben. Draussen in der Provinz will die grosse Mehrheit der Abonnenten weiterhin ein gedrucktes Blatt in den Händen halten.

Die Unsicherheit um die Online-Strategie führte vorletzte Woche zu einem Knall beim *Zürcher Oberländer*: Chefredaktor Christian Brändli

Die wenigen Selbstständigen, die es noch gibt, tun sich schwer mit dem Wechsel zum digitalen Angebot.

wurde nach 32 Jahren Berufsjahren beim Blatt entlassen, natürlich «in gegenseitigem Einvernehmen», wie das im Communiqué-Jargon jeweils tönt. Für die Geschäftsleitung und den Verwaltungsrat machte der bestandene Print-Journalist zu wenig rasant voran, um den Titel bei Inhalten wie den internen Prozessen stärker digital auszurichten.

Der *Zürcher Oberländer* wird dieses Jahr Verluste schreiben. Aber er ist dennoch kein Übernahmekandidat. TX Group hält zwar 38 Prozent des Aktienkapitals, aber dabei wird es bleiben. Der *Oberländer* ist ein Unikum, eine Art NZZ aus der Provinz. 600 Aktionäre kontrollieren die Mehrheit des Unternehmens, ein Grossteil sind bekennende Freisinnige, und keiner darf mehr als 2 Prozent der Aktien halten. Das garantiert die Eigenständigkeit.

Ähnlich sind die *Freiburger Nachrichten* aufgestellt. Hier sind es 450 Aktionäre, die meist nur eine oder zwei Aktien halten, viele davon bekannte Köpfe des Kantons. Ähnlich sind die Besitzverhältnisse beim *Rheintaler*, der von 800 Aktionären aus der Region getragen wird. Bei den *Schaffhauser Nachrichten* wiederum hält eine Stiftung die Mehrheit und sichert so die Selbstständigkeit ab. Auch im Wallis und in Biel sorgt der neue Besitzer Fredy Bayard nun für Stabilität.

Man kann also durchaus optimistisch zusammenfassen. Nur ein paar wenige selbstständige Regionalblätter haben überlebt. Aber die Überlebenden überleben weiterhin.

ENERGIE

Die Niederlande setzen auf Atomstrom

Die Niederländer sind ein pragmatisches Volk. Weil auch hier zwei plus zwei nicht fünf ergibt, erliegt man nicht der Illusion, dass das Klimaziel «CO2 null» allein mit Solarzellen und Windrädern bis 2050 oder überhaupt irgendwann zu erreichen ist. Nicht angesichts steigender Bevölkerungszahl und nicht angesichts zunehmenden Stromverbrauchs etwa durch Elektromobilität. Der Ruf nach dem Bau von neuen, hypermodernen Kernkraftwerken wird daher immer lauter. Am konkretesten gediehen sind die Pläne der Energieproduktion Südniederlande (EPZ), die der Provinz Zeeland, seeländischen Gemeinden und der deutschen RWE gehört. Die EPZ ist auch Eigentümerin des mit 500 Megawatt kleinen KKW's Borssele I, erbaut 1969, das nach gegenwärtigem Stand der Dinge 2033 heruntergefahren werden muss.

EPZ-Direktor Carlo Wolters stellte die Pläne für den Bau zweier Kernkraftwerke von je 1500 Megawatt am 2. Dezember in der Zweiten Kammer des Parlaments vor. Dabei weiss er drei Viertel der seeländischen Bevölkerung hinter sich, welche lieber zwei Kernkraftwerke als Millionen Solarzellen in ihrer Provinz wollen. Der Energieexperte George Verberg, Präsident der Initiativgruppe «Kernenergie?», verweist in diesem Zusammenhang auf den Landverbrauch von Windparks und Solarzellenfeldern. Um ein KKW von 1500 Megawatt zu ersetzen, bräuchte es nämlich 1885 Windräder, welche die halbe Fläche der Provinz Zeeland beanspruchen würden.

Lernprozess

Die Netzgesellschaft Tennet wies unlängst auf eine drohende Stromknappheit hin. Noch bleibe genug Zeit, um das Problem zu lösen, wobei die Quelle der Elektrizität für sie zweitrangig sei. Tennet warnte allerdings vor künftigen Stromknappheiten, wenn die Sonne nicht scheine und der Wind nicht wehe. Dies komme im Winter gerne vor und sei auch in letzter Zeit der Fall gewesen. Kernenergie, so Experte Verberg, harmoniere bestens mit Sonne und Wind, denn moderne Kernkraftwerke könne man gut hoch- und herunterfahren. Das «Planbüro Lebensumgebung» errechnete 2018, dass ein Kernkraftwerk billiger zu stehen komme als die Offshore-Windräder, die als Ersatz gebaut wer-



den müssten, wies aber auf das Risiko von Kostenüberschreitungen hin.

Tatsächlich ist der Bau der ins Auge gefassten dritten Generation Kernkraftwerke in Finnland, Frankreich und Grossbritannien durch Zeit- und Kostenüberschreitungen gekennzeichnet. Energieexperte Verberg relativiert dies insofern, als er von einem Lernprozess spricht. Der Bau des zweiten Reaktors der dritten Generation in Grossbritannien erfolge bereits schneller und billiger.

Dritte Risikoanalyse

Den Kernkraftplänen in den Niederlanden widersetzt sich eine effiziente Umweltlobby unter Hinweis auf die Klimaübereinkunft 2030, in welcher Kernkraft keinen Platz gefunden hat. Weil diese Übereinkunft aber 2030 ausläuft, betrachten die Promotoren der Kernkraft diese für die Periode nach 2030 als echte Option.

Für die Schweiz hat das Bundesamt für Bevölkerungsschutz (Babs) vor kurzem die dritte Risikoanalyse «Katastrophen und Notlagen Schweiz» veröffentlicht. Die drei Gefährdungen Strommangellage, Pandemie und Ausfall Mobilfunk bergen demzufolge hohes Schadenpotenzial bei gleichzeitig relativ hoher Eintrittswahrscheinlichkeit. Das Szenario Strommangellage rückte angesichts der wachsenden Unsicherheiten bei der Energiewende im gesamteuropäischen Zusammenhang sogar an die erste Stelle der Gefahrenrangliste. Frühere Warnungen in den Risikoanalysen des Babs fanden – wie die katastrophale Mangellage bei Schutzkleidung, Desinfektionsmitteln und Hygienemasken zu Beginn der Corona-Pandemie gezeigt hat – kein Gehör. Um anzunehmen, es werde sich bei der zu erwartenden Strommangellage trotz hoher Eintrittswahrscheinlichkeit anders verhalten, muss man schon ein unverbesserlicher Optimist sein.

Christian Huber, 1999 bis 2005 Finanzdirektor des Kantons Zürich, lebt in Zürich und Amsterdam

Russlands Griff nach der Arktis

Die globale Erwärmung öffnet neue Handelsrouten, Bodenschätze werden greifbar. Moskau lanciert das Wettrennen um das Polarmeer.

Francis Pike

Vielleicht sollte sich der Weihnachtsmann ein neues Zuhause suchen, bevor die Russen ihn vor die Tür setzen. «Die Arktis gehört uns», erklärte der Polarforscher Artur Tschilingarow, als er 2003 zum Nordpol aufbrach. Vier Jahre später installierte ein anderes Team, wieder angeführt von Tschilingarow, die russische Flagge auf dem Meeresboden unter dem Nordpol – Symbol eines geopolitischen Anspruchs. Tschilingarow verkündete: «Wir wollen der Welt demonstrieren, dass Russland eine bedeutende Arktismacht und Forschungsnation ist.»

Verkürzte Transportwege nach Europa

Seit 2013 investiert Russland massiv in sieben Militärstützpunkte an seiner Nordpolarküste, um Macht und Einfluss zu stärken. «Die Amerikaner denken, sie allein könnten die Spielregeln bestimmen», sagte Aussenminister Sergei Lawrow. «Die Nordostpassage ist unsere Hauptverkehrsader.» Im November enthüllte Präsident Putin – kaum beachtet von westlichen Medien – bei einer Zeremonie in St. Petersburg einen neuen dieselelektrisch betriebenen Eisbrecher, die «Wiktor Tschernomyrdin», den stärksten nichtatomaren Eisbrecher der Welt. Nur einen Monat zuvor war ein anderer neuer Eisbrecher ausgelaufen, die «Arktika», die drei Meter dicke Eisschichten zerpflegt.

Zu den bereits vorhandenen 37 grossen Eisbrechern sollen drei Zerstörer der «Lider-Klasse» hinzukommen. Damit wird die aus 35 Schiffen und ebenso vielen U-Booten bestehende Nordflotte unterstützt, deren Heimathafen sich bei Murmansk befindet.

Die russische Arktis mit ihren 25 000 Kilometern Küstenlinie und zwei Millionen Einwohnern war noch vor kurzem von eher zweifelhaftem Wert. Die Erderwärmung hat das geändert. Laut dem Bericht des Weltklimarats 2014 ist das arktische Eis seit 1980 um 75 Prozent zurückgegangen, und innerhalb der nächsten dreissig Jahre könnten grosse Teile des Nordpolarmeers eisfrei sein. Für nordasiatische Länder würde eine See-Verbindung entlang der russischen Nord-

meerküste den Transportweg nach Europa um Wochen verkürzen. Noch wichtiger: Das Nordpolarmeer, 3 Prozent der Weltoberfläche, etwa so gross wie das russische Kernland, soll schätzungsweise 22 Prozent der globalen Öl- und Erdgasvorkommen enthalten sowie gigantische Reserven an Bodenschätzen. Die internationale Gemeinschaft will gegen die Erderwärmung kämpfen, doch viele Länder dürften die Ausbeutung der Arktis über ökologische Belange stellen.

Die Zuteilung der Schürfrechte ist ein brisantes Thema. Gemäss Uno-Seerechtsübereinkommen können die Mitgliedstaaten des Arktischen Rats (Kanada, Dänemark, Norwegen, Russland und die USA) ihre Hoheitsgewässer auf 200 Meilen ausdehnen, aber jenseits davon ist reichlich Gelegenheit für Streitigkeiten, nicht nur punkto Grenzziehung. Weist ein Staat einen «Festlandsockel» nach, kann er seine Exklusive Economic Zone (EEZ) auf 350 Meilen ausdehnen. Russland, Kanada und Dänemark erheben Anspruch auf den Lomonossow-Rücken, eine 1800 Kilometer lange Unterwasserbergkette, die die Arktis zerteilt.

Ein weiterer Streitpunkt sind die Passagerechte. Gemäss Seerechtskonvention haben alle Nationen das Recht, Territorialgewässer



Geopolitischer Anspruch: Präsident Putin, 2017.



Kampf ums Eis.

für den Transit zu nutzen, aber das gilt nicht für Binnengewässer. Russland betrachtet die Nordostpassage als Binnengewässer, verlangt Nutzungsgebühren und könnte, nach eigener Interpretation des Uno-Seerechtsübereinkommens, jederzeit den Zugang sperren.

Die Amerikaner reagieren bislang halberzig auf die Ansprüche der Russen. Erst 2018, nach dreissigjähriger Unterbrechung, wurde eine Flotte um den Flugzeugträger «Harry S. Truman» in die Arktis entsandt. Doch die amerikanische Präsenz in der Region ist dürftig. Zwar wurde im vergangenen Jahr der Bau eines 655 Millionen Dollar teuren Eisbrechers genehmigt, aber derzeit verfügen die Amerikaner nur über einen einzigen Eisbrecher, die dreiundvierzig Jahre alte «Polar Star».

Chinas Rolle

Aussenminister Mike Pompeo ist sich des ökonomischen Potenzials der Arktis natürlich bewusst, wie er bei einem Besuch in Finnland im Mai 2019 deutlich machte. Mit der Wahl von Joe Biden dürften die Bemühungen der Trump-Regierung, die amerikanische Präsenz in der Arktis zu stärken, aber nur von kurzer Dauer sein. Der US-Kongress hat, trotz Ermahnungen der Präsidenten Bush und Obama, das Uno-Seerechtsübereinkommen



nicht ratifiziert und verhindert damit, dass die USA ihre Hoheitszone ausdehnen könnten – zumindest unter Verweis auf das Völkerrecht. Allerdings wären die ökonomischen Vorteile für die USA eher hypothetisch.

Im Dezember 2016 vereinbarten Präsident Obama und der kanadische Premier Justin Trudeau ein unbefristetes Verbot der Ölförderung in Alaska. Das Ziel war, der Präsidentschaft des Erdöl-Freundes Donald Trump Steine in den Weg zu legen. Im März 2019 wurde Trumps

Europa stellt sich die Arktis als Eisbären-Reservat vor, mächtigere Akteure sehen das anders.

Versuch, dieses Verbot aufzuheben, von einem Bundesgericht als unzulässig verworfen. Auch Biden dürfte in Sachen Arktis von «nachhaltig» und «verantwortlich» sprechen – kurzum: keine geopolitische Strategie haben. Im Wettlauf um die Arktis wird er ebenso durch Abwesenheit glänzen wie Obama beim Kampf um die Kontrolle des Südchinesischen Meers.

Weil Dänemark in Grönland die Hoheitsrechte ausübt, ist auch Europa involviert. Dänemark hat zwar sein Marinebudget erhöht, aber das ist, verglichen mit Russland, nur ein Trop-

fen im Arktischen Ozean. Die Verteidigungsausgaben bleiben mit 1,3 Prozent des BIP weit hinter den Nato-Verpflichtungen zurück, weshalb die scharfe Reaktion von Ministerpräsidentin Mette Frederiksen auf den von Trump vorgeschlagenen Kauf Grönlands töricht war. Trump sagte seinen Dänemark-Besuch prompt ab.

Man braucht nicht lange zu raten, auf welche Weltmacht Dänemark angewiesen sein wird, sollte Russland die dänischen Rechte in der Arktis bedrohen. Die EU wird es gewiss nicht sein. Die EU hat, anders als Indien und China, nicht einmal Beobachterstatus im Arktischen Rat – vermutlich, weil Kanada einen entsprechenden Antrag abgelehnt hat, nachdem die Europäer ein Embargo auf Robbenfelle verhängt hatten.

Zum Glück, werden Sie denken, ist China keine arktische Nation. Ach ja? 2018 erklärte China sich zur «arktischen» Nation, obwohl bei 1400 Kilometern Entfernung nicht von «Nähe» die Rede sein kann. Als Signatarmacht des Spitzbergenvertrags von 1925 beansprucht China die gleichen Schürfrechte wie Norwegen auf der Inselgruppe. Ferner beanspruchen die Chinesen unter Verweis auf die Uno-Seerechtskonvention das Recht auf die «arktische Seidenstrasse». Chinesische Investitionen in Grönland machen 12 Prozent des

grönländischen BIP aus, Finnland und Island werden ähnlich umworben. China bestreitet jegliche Expansionsgelüste, aber schon 2010 erklärte der chinesische Admiral Yin Zhuo: «Die Arktis gehört allen Völkern der Welt, keine Nation hat dort Souveränitätsrechte. [. . .] China muss eine unverzichtbare Rolle bei der Erschliessung der Arktis spielen, da wir ein Fünftel der Weltbevölkerung stellen.»

Gretas Jüngerin

Ist Russland nervös? Wahrscheinlich. Aber sein Vorstoss in Richtung Arktis ist stark von chinesischem Kapital abhängig. Wie es in Zukunft aussehen könnte, zeichnete sich ab, als der Seidenstrassen-Fonds und der staatliche Ölkonzern China National Petroleum mit 30 Prozent bei der russischen Yamal LNG einstiegen, einem der grössten Erdgasprojekte der Welt. Europa stellt sich die Arktis vielleicht als Eisbären-Reservat vor, andere, mächtigere Akteure sehen das anders.

Bemerkenswert ist das mangelnde Interesse der internationalen Medien am geopolitischen Thema. Trotz 2000 Journalisten und 41 internationalen Büros blieb die Bestellung der neuen russischen Eisbrecher auch bei der BBC unerwähnt. Unlängst war auf der BBC-Website das Foto einer hübschen achtzehnjährigen Greta-Thunberg-Jüngerin zu sehen, die mit einem Klimawandel-Plakat auf einem Eisberg posierte. Für die BBC geht es in der Arktis offenbar nur um Umweltschutz, aber vielleicht bekommen der Weihnachtsmann und der Nordpol über die Feiertage ja eine Chance.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Francis Pike ist ein britischer Historiker und hat Finanzinstitutionen und Regierungen beraten. Er lebte zwanzig Jahre lang in Japan, China und Indien. Seine Texte erscheinen auch im britischen *Spectator*.



ReflexionsForum

für Nezeitliches Denken

KRISENSITUATION?

IHR MANN FÜR
HERAUSFORDERNDE
LEBENSPROZESSE

Für Sie,
über die Festtage
im Einsatz!

Kontakt und Informationen:
reflexionsforum.ch



Gesundwerden mit Aussicht

Die Menschen entspannen sich etwas. Die Angst vor dem Virus scheint nachzulassen. Das sagt Marco Gebbers, Chefarzt der Seeklinik Brunnen am Vierwaldstättersee.

Beat Gygi

Die Maske im Auto vergessen, dumm, nein, kein Problem, am Empfang der Klinik erhält man sogleich eine frische gereicht. Nur ein paar Minuten brauchte man, um aus der belebten Fussgängerzone in Brunnen am Vierwaldstättersee zur Seeklinik zu gelangen, die still und etwas erhöht auf einem Hügel in einem stattlichen Haus liegt. Man sieht von da auf den See und kann sich vorstellen, dass das sicher hilft beim Gesundwerden. Die Klinik ist auf die Behandlung von psychischen Störungen ausgerichtet, und in der Corona-Zeit ist zu vermuten, dass die Nachfrage gross ist. Ja, sagt Marco Gebbers, Chefarzt und ärztlicher Direktor, das Haus sei voll, sechzig Patienten seien in Behandlung und angesichts der längeren Warte-liste erfolgten Neueintritte jetzt verstärkt nach gesundheitlicher Dringlichkeit.

Noch nie sei die Nachfrage nach psychotherapeutischen Leistungen so gross gewesen wie dieses Jahr, meint Gebbers. Hängt das mit Corona zusammen? Kommen andere Leute in die Behandlung als in normaleren Zeiten? «Der Zusammenhang ist da. Mit Blick auf die Corona-Auswirkungen gibt es unter den besonders betroffenen Menschen so etwas wie zwei Pole», sagt Gebbers. «Zu der einen Gruppe gehören die Leute, die in einem eigenständigen Netzwerk lebten, die neben Familie, Partnerschaft und Arbeit auch in der Freizeit ihre Beziehungen bei kulturellen und sportlichen Aktivitäten, beim Wandern, Kochen und so pflegten.»

Anpassungsfähiges Nervensystem

All das werde jetzt durch Epidemiemassnahmen ja massiv eingeschränkt – und was diese Leute nun erführen, lasse sich am besten mit «Ver-einzelung» umschreiben, das sei treffender als Vereinsamung. Ihnen fehle nun der zwischenmenschliche Austausch, der helfe, die eigene Befindlichkeit immer wieder zu justieren, zu kalibrieren, in ein Gleichgewicht zu bringen.

Und der andere Pol? «Das sind Leute in beengten Wohn- und Lebensverhältnissen», sagt Gebbers, Menschen, die in Haushalten mit ausgeprägter interner Kontrolle lebten, psychisch und physisch wenig Spielraum hätten,



Balance finden:
Psychiater Gebbers.

perfektionistisch seien und unter dem Einfluss der Epidemie würden diese Verhältnisse erst recht zum engen Korsett. Tendenzen zu Zwangsverhalten würden verstärkt, so dass es in Familien zu mehr Spannungen komme, die psychische und physische Gewalt zunehme, vor allem auch gegenüber Kindern, wie die jüngste Studien zeigten.

Wer kommt denn in Brunnen in Behandlung? Grundsätzlich Patienten, die durch Hausarzt, Vertrauensarzt oder Psychiater überwiesen werden, Menschen, für die eine mehrwöchige Behandlung ausserhalb der normalen Umgebung als notwendig erachtet wird. Das zur Schweizer Aneos-Gruppe gehörende Seeklinikum Brunnen ist auf stationäre Behandlung von psychischen Störungen wie Burnout und Depressionen, auch auf die ambulante und stationäre Behandlung von Schlafstörungen ausgerichtet. Ein Aufenthalt dauert nach Gebbers' Worten rund sechs Wochen: «Das ist die Zeit, die die Biologie braucht, damit das psychische System wieder in ein gewisses Gleichgewicht kommt», meint er. Die Patienten seien dann zwar nicht geheilt, aber bereit, den weiteren Weg wieder weitgehend eigenständig zu gehen.

Kann man sich denn darauf verlassen, dass das einigermaßen klappt, quasi – aus Laiensicht – wie die Reparatur eines Systems, das aus dem Gleichgewicht geraten ist? Oder wäre das

zu viel Machbarkeitsglaube? Gebbers weist darauf hin, dass man tatsächlich viele Erkenntnisse darüber habe, wie man ein aus der Balance geratenes menschliches Nervensystem durch Therapie wieder so lernfähig und anpassungsfähig machen könne, dass der betreffende Mensch dann wieder sein Leben bewältigen könne. In den sechs Wochen würden die Patienten darauf vorbereitet, sich nachher wieder möglichst selbständig den Herausforderungen ihres Lebens zu stellen – auch durch wiederholte kurze Besuche zu Hause, die schrittweise aufs Heimgehen vorbereiten sollen. Anschliessend folge eine längere Nachsorge mit Psychotherapie, Gesprächen, Bewegung, Kunst und Weiterem aus Schulmedizin wie aus Komplementärmedizin.

Wie geht das Leben weiter?

Wenn jetzt das Alltagsleben durch Corona gestört ist – macht das eine Rückkehr nicht erheblich schwieriger? «Tatsächlich ist dieser Übergang jetzt oft anspruchsvoller, je nach Typ und Verhältnissen», meint Gebbers. Allgemein sei bei Erkrankungen jetzt die Angst-Komponente grösser als sonst, und das erfordere entsprechende Anpassungen der Therapien, pharmakologisch und psychotherapeutisch.

Haben denn die Leute, grob gesagt, eher Angst vor dem Virus oder eher vor den Folgen der Corona-Massnahmen? «Am Anfang war es sicher eine ausgeprägte Angst vor dem Virus», sagt Gebbers. Aber insgesamt habe er den Eindruck, jetzt kippe es langsam in die Richtung, dass eher die Konsequenzen der Massnahmen Sorgen machten. Aber auch eine Entschärfung zeichne sich ab: Seiner Ansicht nach haben die Menschen mittlerweile einen pragmatischeren Umgang damit gefunden und fühlen sich eher befähigt, kritische Fragen zur Sinnhaftigkeit der Massnahmen zu stellen und auch zur eigenen persönlichen Lage. Etwa: «Wie stark will ich mein Leben eigentlich dieser einen Gefahr unterordnen?» Die Einschätzung, Corona sei zwar eine zusätzliche Gefahr, die das Leben mit sich bringe, aber bei weitem nicht die einzige, gewinne an Bedeutung. Auch dies sei eine Art Justierung des Systems.

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Es war ein Horror-Jahr. Alles streamt. Alles stöhnt. Das Kino zittert im Koma. Die Hälfte der 5477 US-Kinos ist zu.

Hollywood taumelt – und träumt natürlich gleichzeitig. Stirbt das «alte» Hollywood? Nein, Hollywood ist ein Monster.

Die ungewöhnlichsten Oscars wird es am 25. April 2021 live geben – mit echten Stars, aber sicher nicht mit 3700 VIP-Gästen. Revolutionäre Corona-Regie: Steven Soderbergh (57, «Contagion»). Der rote Teppich wird Masken tragen.

Corona treibt die Film-Fans zu Netflix, Amazon Prime, Disney+ und Co. Der Streaming-Hit in den USA: «Hamilton» – das geniale Musical.

Das Home-Kino ist das neue Kino. Ein Lebenskünstler-Freund kaufte sich als Vor-Christmas-Geschenk den Super-TV von LG-Oled mit 223-Zentimeter-Bildschirm-Diagonale (ca. 30000 Dollar). Ein Paradies für die Augen.

Die grössten Film-Plakate auf dem Sunset Boulevard sind von Netflix und Disney+. Hollywood wird hybrid. Studio-Gigant Warner schockt die Kino-Welt: Alle siebzehn Top-Filme 2021 werden zweigleisig gestreamt – im Kino und online (HBO Max)! Ein Tabu-Bruch.

Der erste Action-Weihnachtsfilm, «Wonder Woman 1984» (mit Gal Gadot), startet seine Corona-Weltpremiere am 23. Dezember ebenfalls zweigleisig – in ausgewählten Kino-Palästen und online zum Streamen.

Es ist ein Action-Märchen für Kids – und der Beginn einer Kino-Revolution: Hollywood to go – Kino-Premiere im Fernsehen.

Der Traum: Hollywood kassiert doppelt – ohne die 50-Prozent-Abgabe ans Kino. Hollywood träumt davon, sich von den Ketten des Kinos zu befreien. Hollywood streamt fremd.

Los Angeles ist im Lockdown. Es gilt die «stay home»-Order. Trotzdem gibt es zirka 800 Film-Drehs (nur achtzehn grosse Spielfilme). Thriller-Genie Roland Emmerich (65) ist nach Montreal (Kanada) geflohen, um das 150-Millionen-Katastrophen-Epos «Moonfall» zu drehen.

Was tun die Stars? George Clooney (59) schneidet sich die Haare selbst: Topf-Schnitt. Er wurde von GQ zum «Mann des Jahres» gekürt und verriet sein Geheimnis: Er hat seinen vierzehn besten Freunden je eine Million Dollar in bar in einem Tumi-Handkoffer geschenkt (schon 2013). Grund: Für den Sensationserfolg «Gravity» (sieben Oscars) bekam er keine Gage, sondern vorzichtshalber «nur» eine Gewinnbeteiligung (die überraschende Kino-Kasse: 723 Millionen Dollar). Ein Gentleman: «Warum soll ich warten, bis ich sterbe? Diese Freunde haben mir mein Leben gerettet!» Clooney wurde durch den Verkauf seiner Tequila-Firma Casamigos Halb-Milliardär.

Johnny Depp (57, «Pirates of the Caribbean») ist die Tragödie der City. Er versteckt sich auf seiner Karibik-Insel. Der Skandalprozess in London gegen die Sun und seine Ex-Frau Amber Heard hat seinen Ruhm zerstört. Das 132-Seiten-Urteil enthüllt seine gespaltene

Persönlichkeit. Er hat in dreizehn Jahren wohl 650 Millionen Dollar verdient – und viel verloren. Ein Produzent resignierend: «In den letzten 35 Jahren hat nie jemand zu ihm nein gesagt! Typisch Hollywood.»

Jetzt verzichtet er auf seine Zehn-Millionen-Dollar-Rolle in J.K. Rowlings «Fantastic Beasts 3». Er hat einen «play or pay»-Vertrag. Er kriegt das Geld trotzdem – und wird durch Mads Mikkelsen (55, «007 – Casino Royale») ersetzt. In seinem neuesten Film («Minamata», Februar 2021) ist er Kriegsphotograf. Johnny wird wiederaufstehen: «Ich bin, wie ich bin. Ich muss anders sein als andere.» Das ist er.

Auf meinem Handy starb ein Milliarden-Dollar-Traum: Quibi, eine Art Netflix für die Hosentasche. Die Idee ist genial, visionär – und gescheitert. Hollywood-Legende Jeffrey Katzenberg (69) sammelte 1,75 Milliarden Dollar, um das Handy zum Kino to go zu machen: Thriller und Co in Zehn-Minuten-quick bites für die Augen – mit Weltstars wie Christoph Waltz. Filme wie Tortenstücke zum Augen-Naschen. Wenn man das Handy quer hielt, sah man eine andere Einstellung. Faszinierend. Pleite nach sechs Monaten – eine Hollywood-Implosion.

Weihnachtsgeschenk? Die Neufassung von «The Godfather Part III»: «The Godfather, Coda: The Death of Michael Corleone» von Grossmeister Francis Ford Coppola (81). Dazu Coppola-Rotwein. Happy Xmas!

Kunsthistoriker als Waffenhändler

Emil Georg Bührle war ein grosser Unternehmer. Seine Leidenschaft aber war die Kunst. Der heute Umstrittene handelte immer im Einklang mit den Sitten und Gesetzen seiner Zeit.

Daniel Heller

Die Kunstsammlung des Unternehmers Emil Georg Bührle (1890–1956) wird ab Herbst 2021 im Kunsthaus Zürich ausgestellt werden. Im November 2020 wurde aus diesem Grund die Studie «Kriegsgeschäfte, Kapital und Kunsthaus – Die Entstehung der Sammlung Bührle im historischen Kontext» von der Universität Zürich veröffentlicht. Sie erweitert den Wissensstand über Bührles Rolle als Industrieller und Mäzen. Dabei sorgte die Symbiose von Waffenfabrikant und Kunstförderer erneut für kontroverse Diskussionen.

Im Jahr 2005 verkaufte die Familie Bührle ihre verbliebenen Anteile am Technologiekonzern Unaxis, Rechtsnachfolgerin der traditionsreichen Oerlikon-Bührle Holding, an die österreichische Investorengruppe Victory Industriebeteiligung AG. Es war aber nicht das erste Mal, dass das 1906 von Schweizer Industriellen gegründete Unternehmen in ausländische Hände gelangte. Bereits 1923 war die stark verschuldete schweizerische Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon (SWO), so der ursprüngliche Name, von der Magdeburger Werkzeug-Maschinenfabrik AG übernommen worden. In diesem Unternehmen hatte der im Herbst 1919 als Volontär eingetretene Weltkriegsveteran Emil Georg Bührle rasch Karriere gemacht.

Aus der Arbeit gerissen

Er hatte ab 1910 Kunstgeschichte, Philosophie und Literaturgeschichte studiert, eine Folge seiner früh entdeckten lebenslangen Faszination für die moderne französische Malerei. 1914 mitten aus der Arbeit für sein Doktorexamen gerissen, verbrachte Bührle vier Jahre an der Front in Frankreich, Russland und Rumänien. Das Kriegsende erlebte Bührle mit seiner Einheit bei einem Freikorps und war als Regimentsadjutant bei der Kavallerie kurze Zeit auch Angehöriger der Reichswehr.

Damals, so Bührle selber, hatte er «den psychologischen Moment verpasst, zu meinen Büchern zurückzukehren». Auch schrieb er über seine damaligen Kriegserfahrungen: «Vier Jahre an der Front machten aus einem wirklichkeitsfremden Ästheteten und Philo-

sophen einen Menschen, der sich gewöhnte, rauen Tatsachen nüchtern ins Auge zu schauen, rasche Entschlüsse zu fassen, zu handeln und Verantwortung für andere zu tragen.»

1924 delegierte die neue Besitzerin Emil Bührle in die Schweiz, um die neuerworbene Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon AG (WO) als Geschäftsführer zu sanieren. Als die Magdeburger 1929 ihrerseits in finanzielle Schwierigkeiten gerieten, konnte Bührle mit Hilfe seines vermögenden Schwiegervaters schrittweise die WO selber übernehmen und wandelte sie 1936 als persönlich haftender Alleineigner in die Kommanditgesellschaft Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon-Bührle und Co. 1937 erhielt Bührle das Schweizer Bürgerrecht.

Während der wirtschaftlichen Depression nach dem Ersten Weltkrieg genügte der Werkzeugmaschinenbau allein nicht, um das Über-

«Hilfe an Nazideutschland war der <Judaslohn> der offiziellen Schweiz für die eigene Sicherheit.»

leben des angeschlagenen Unternehmens zu sichern. Die Magdeburger Besitzer der WO ergriffen deshalb die Gelegenheit, aus einem Konkurs Patente und Produktion einer ursprünglich in Deutschland entwickelten zomm-Maschinenkanone, die sogenannte Becker-Kanone, zu übernehmen. Bührle war anfangs skeptisch: «Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass ich die grössten Bedenken habe, ein Gebiet zu betreten, das meiner Ansicht nach, um darin erfolgreich zu sein, sehr viele Erfahrungen und einen höchst kostspieligen Versuchsapparat voraussetzt», meldete er im Mai 1924 nach Magdeburg. Trotzdem entschied man sich, mit der Rüstungsproduktion ein neues Standbein zu schaffen.

Bührle – im Ersten Weltkrieg Mitrailleur-Offizier im deutschen Heer und deshalb sachverständig – läutete ab 1925 mit gezielten Weiterentwicklungen als Geschäftsführer die ebenso erfolgreiche wie umstrittene Waffenproduktion der WO ein. Aufgrund des Erfolgs der weiterentwickelten Oerlikon-zomm-Flugabwehr-

kanone und im Einklang mit der einsetzenden Aufrüstung stieg die WO in den dreissiger Jahren zur mit Abstand grössten privaten Rüstungsherstellerin der Schweiz auf: 1939 beschäftigte sie über 2000 Personen, bis zum Höhepunkt 1941 sollten es über 3700 werden.

Verletzung des Neutralitätsrechts

In der unruhigen Zwischenkriegszeit fand Bührle mit aktiven Vertriebsmassnahmen weltweit Abnehmer für die Maschinenkanone. Die These von Kritikern Bührles, er hätte vor allem die deutsche Aufrüstung unterstützt, ist kaum belegbar. Hauptauftraggeber der WO waren bis zur Kapitulation Frankreichs im Sommer 1940 die sich auf einen neuen Waffengang mit Deutschland vorbereitenden alliierten Länder – an der Spitze England und Frankreich – mit einem Bestimmungsvolumen von Flugabwehrkanonen im Umfang von fast 250 Millionen Franken.

Die WO lieferte aber auch in die Sowjetunion, nach China, Südamerika oder Abessinien. Erst ab Sommer 1940 lieferte die Firma – im Einklang mit der bundesrätlichen Politik, die unter dem Schock der ab Juli 1940 vollständigen Umklammerung durch die siegreichen Achsenmächte nach Überlebensstrategien rang, und auf Druck der Schweizer Handelsdelegation – auch zomm-Kanonen samt Munition an das Dritte Reich. Übereinstimmend beurteilt die Forschung heute die (später von Bundesrat Karl Kobelt bestrittene) Aufforderung des Bundes an Emil G. Bührle zur Lieferung an Deutschland als Verletzung des Neutralitätsrechts.

Bei der Aufarbeitung der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg wurden Bührles WO und die Schweizer Rüstungsindustrie der aktiven Förderung der verdeckten deutschen Rüstungsentwicklung in den zwanziger und dreissiger Jahren bezichtigt. Sie hätten es Deutschland erlaubt, in nert weniger Jahre Kriegsfähigkeit zu erreichen. Die Forschungen des Autors und der Bergier-Kommission haben diese These relativiert: Das Deutsche Reich hat über die Auslagerung der Rüstungsentwicklung und -Produktion ins Ausland heimlich und unter Umgehung der Bestimmungen des Versailler Vertrages die Wieder-



Zürichs letzter Renaissance-Mensch: Unternehmer Bührle.

aufrüstung vorangetrieben. Der Schweizer Beitrag blieb vergleichsweise bescheiden. Wieweit die WO als Bestandteil eines Planes oder eher aus Opportunität zum Teil dieser Strategie wurde, lassen die Dokumente offen.

Zum einen zählte die Schweiz in den Jahren 1921 bis 1930 nicht zu den grossen Waffenexporteuren. Ihr Anteil am Welthandel mit Waffen und Munition betrug im entsprechenden Zeitraum lediglich um 1 Prozent. Andererseits wur-

den in der Schweiz hauptsächlich weltweit verfügbare Massenartikel im Bereich der kleineren und mittleren Waffen hergestellt, wie im Falle der WO die 20mm-Kanone. Das 20mm-Kaliber von Flugabwehrkanonen boten viele Hersteller weltweit an, und es kam in unterschiedlichen Modellen in allen Heeren zum Einsatz.

Auch technologisch bildete die 20mm-Flugabwehrkanone keinen entscheidenden Beitrag zur sich rasch entwickelnden Wehrtechnik vor

und während des Zweiten Weltkriegs. An die Achsenmächte lieferte Bührle mit bundesrätlichem Segen von 1940 bis 1944 total 7013 Kanonen. Deutschland stellte im Krieg selbst über 125 000 (!) 20mm-Geschütze eigener Modelle bei Rheinmetall und Mauser her. Grossbritannien produzierte in Lizenz 35 000 Kopien der Schweizer Oerlikon-Kanone; die USA produzierten dank britischen Konstruktionsplänen über 146 000 Stück, allerdings, ohne Bührle Lizenzen

zu bezahlen – sie setzten ihn vielmehr im Juni 1942 auf ihre schwarze Liste. In den USA dienten die robusten «Oerlikons» vornehmlich der leichten Fliegerabwehr ihrer Kriegsschiffe, welche die alliierten Geleitzüge nach Murmansk und Grossbritannien sicherten und die alliierten Landungen zur Befreiung des von den Nazis besetzten Europas schützten.

Erst 1944, als sich die Niederlage der Achsenmächte abzuzeichnen begann, verhängte der Bundesrat ein generelles Waffenausfuhrverbot. Das kam für die WO-Waffenfabrikation fast einer Stilllegung gleich und führte zu einem massiven Umsatzrückgang. Die anhaltende Baisse nach Kriegsende bewirkte, dass Emil G. Bührle Firma und Belegschaft während Jahren mit seinem privaten Vermögen über Wasser halten musste.

War Bührle bereits 1939 an der Gründung der Pilatus Flugzeugwerke in Stans beteiligt gewesen, so diversifizierte er, um unabhängiger vom Rüstungsgeschäft zu werden, weiter. Bereits während des Krieges kaufte er drei Textilbetriebe und begann mit dem Bau von Motoren und Eisenbahnbremsen. 1949 gründete Bührle die Industrie- und Handelsbank IHAG und schuf damit für seine industrielle Tätigkeit eine Hausbank. Mit Beginn des Kalten Krieges kam Bührle auch wieder zu amerikanischen Grossaufträgen.

Bundesrätliche Zwangslage

Die Diskussion um den Waffenexport hat in der Schweiz eine lange Tradition. Die Bandbreite der Interpretationen zum Rüstungsgeschäft war und ist auch heute noch gross. Im Spannungsfeld von Unternehmertum, Politik und Überleben im Krieg wird sie unabhängig von konkreten Forschungsergebnissen immer kontrovers bleiben.

Das ergibt sich aus der Individualität der ethisch-politischen Standpunkte zu den Themen Krieg und Frieden und, davon abhängig, zu Fragen der nationalen Rüstungspolitik, des privaten und staatlichen Rüstungsgeschäftes sowie dem Recht auf Selbstbestimmung der Völker und ihrer Bewaffnung zur eigenen Verteidigung. Dessen waren sich schon die zeitgenössischen Verantwortlichen bewusst. Bundesrat Walther Stampfli hielt im Herbst 1941 im Parlament zur Rüstungsausfuhrpolitik der Schweiz fest: «Mich interessiert es gar nicht, was unsere Nachkommen sagen werden. Mich interessiert vielmehr, was die heutige Generation dazu sagen würde, wenn sie keine Kohle und nichts zu essen hätte.»

1970 hat der jüngst verstorbene sozialdemokratische Politiker Helmut Hubacher zur Rolle von Emil Georg Bührles WO festgehalten: «Die Schweiz war während des Zweiten Weltkrieges zeitweise von Nazideutschland und Mussolini-Italien total eingeschlossen. Die Respektierung der Neutralität forderte ihren Preis: Waffen- und Wirtschaftshilfe für Hitlerdeutschland. Daran war der Bührle-Konzern stark beteiligt. Nicht

allein und nicht auf eigene Verantwortung. Der Bundesrat gab sein Einverständnis, um vor den Nazis und Faschisten Ruhe zu haben. Die damit verbundene moralische Schuld kann nicht einfach einem Unternehmer aufgebürdet werden. Hilfe an Nazideutschland war der «Judaslohn» der offiziellen Schweiz für die eigene Sicherheit. Was Bührle tat, tat er im Einvernehmen mit den massgebenden Kreisen unseres Landes. Damit wird kein Werturteil gefällt, sondern nur eine historisch objektive Feststellung gemacht.»

Nach aktuellem Wissenstand kann festgehalten werden, dass das Verhalten der WO und ihrer Exponenten im Zeitraum von 1930 bis 1945 praktisch ohne Einschränkung sowohl dem schweizerischen und internationalen Recht als auch den breit akzeptierten politischen und geschäftlichen Wertmassstäben entsprochen hat. Auch wenn die Geschäftsverbindungen der schweizerischen Rüstungsindustrie ins Ausland während des Zweiten Weltkrieges gemäss Peter Hug und der Bergier-Kommission als Bruch

Bundesräte lobten ihn als Mann von hoher sozialer Gesinnung und Verantwortungsbewusstsein.

der Haager Konvention von 1906 zu werten sei, erfolgten sie mit ausdrücklicher Genehmigung der Schweizer Behörden, die ab 1940 wenig in der Hand hatten, sich gegen die wirtschaftliche und militärische Erpressung der Achsenmächte zu wehren. Sie mussten die Versorgung von Bevölkerung und Wirtschaft in den Jahren der Umzingelung durch die feindlich gesinnten Achsenmächte irgendwie sichern.

Mit seinen Geschäften äufnete Emil G. Bührle bis zum Kriegsende ein grosses Vermögen. Es stieg in den Kriegsjahren von rund 8 Millionen auf über 170 Millionen Franken. Einen Teil reinvestierte er in das einige Jahre schlecht laufende Geschäft, einen Teil verwendete er als Kunstliebhaber für seine private Gemäldesammlung – bis zu seinem Tode hat Bührle über 600 Kunstwerke für rund 39 Millionen Franken erworben.

Ein Teil der Sammlung wird heute als Stiftung Sammlung E. G. Bührle geführt, geniesst internationalen Ruf und soll bald im Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthauses ausgestellt werden. Die Kollektion mit 160 wertvollen Werken von Monet, Manet, Renoir, Degas, Cézanne und Gauguin gilt als eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen weltweit und wird Zürich zu einem führenden internationalen Standort für den Impressionismus machen.

Um die Provenienz der Bilder entstanden wenig erstaunlich Kontroversen, da Bührle auch während des Krieges Kunstwerke im besetzten Europa erwarb. Bührle musste in der Nachkriegszeit dreizehn Gemälde aus französisch-jüdischem Besitz aufgrund eines Urteils des Bundesgerichts von 1952 an die früheren Eigen-

tümer zurückgeben, neun Stück davon erwarb er von diesen ein zweites Mal.

Bis heute beeinflusst vor allem die politische Einstellung des Betrachters zum Kriegsmaterialhandel das Urteil über den Unternehmer und Mäzen Bührle. Die zeitgenössischen Bewertungen von Bührles Lebensleistung, in der Carl Jakob Burckhardt die «männliche Tragik mächtigen Wirkens» zu erkennen glaubte, schwankten zwischen Profiteur, Opportunist und Sündenbock; sie reichen vom «grössten und skrupellosesten Kriegsgewinnler unseres Landes» (Charles Linsmayer) bis zum «grosszügigen Mäzen» (Emil Landolt) und «Mann von hoher sozialer Gesinnung und von ehrlichem sozialem Verantwortungsbewusstsein» (Philipp Etter).

Zunächst eher Parvenu

Die Studie Leimgruber bringt verdankenswerterweise neue Aspekte ins Bewusstsein. Aber auch nach Lektüre bleiben Persönlichkeit und Motivation von Emil Bührle schwer fassbar. Als Industrieller vollbrachte Bührle eine beachtliche unternehmerische Leistung mit volkswirtschaftlich bedeutendem Beitrag in Form von Arbeitsplätzen, Technologiegewinn und Absatzmöglichkeiten für Schweizer Zulieferer. Als Geschäftsmann war er opportunistisch und wusste die jeweilige Lage grossmehrtlich zu seinen Gunsten zu nutzen.

Sozial war er in Zürich zunächst eher Parvenu, dank wachsender Vernetzung aber bald Teil der Elite. Bleiben Kunst und Mäzenatentum: Interessanterweise war Bührle ein reiner Kunstsammler, kein Kunsthändler. Als Mäzen bewegte sich Bührle auch dank seiner früh entfalteten Kunstleidenschaft in erfolgreichen Bahnen; am Ergebnis seiner Spenden- und Sammlertätigkeit liess er sein Zürcher Umfeld früh partizipieren. Insbesondere profitierte das kulturelle Leben der Stadt Zürich mit der Stiftung des Neubaus des Zürcher Kunsthauses. In Oerlikon ermöglichte Bührle den Bau der Christkatholischen Kirche. Weitere Projekte waren die Errichtung der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft (1944), die Stiftung eines Preises für Schweizer Literatur (1943) und die Internationalen Musikfestwochen in Luzern.

Emil Georg Bührle starb am 28. November 1956 während der Arbeit an Herzversagen. Seine aus der Ehe mit der Bankierstochter Charlotte Schalk hervorgegangenen Kinder Dieter Bührle (1921–2012) und später Hortense Anda Bührle (1926–2014) führten die Unternehmung weiter. Sie machten Oerlikon-Bührle Ende der siebziger Jahre zum grössten Schweizer Industriekonzern mit über 37 000 Angestellten.

Daniel Heller ist Historiker und Partner der Farnet Consulting AG. Er publizierte 2002 im Auftrag der Firma Oerlikon Contraves AG die Studie «Zwischen Unternehmertum, Politik und Überleben, Emil G. Bührle und die Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon, Bührle & Co. 1924–1945». Heller und sein Team erhielten als erste externe Historiker Einblick in die Firmenarchive.

Steinmeiers Prüfung

Das Virus befällt nicht nur die Atemwege, sondern auch das Denkvermögen.



Also sprach der Bundespräsident: «Das Virus hat uns nach wie vor fest im Griff. Unser öffentliches und unser privates Leben wird so stark eingeschränkt wie noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Die Lage ist bitterernst.» Das Infektionsgeschehen drohe, «ausser Kontrolle» zu geraten, deswegen kämen wir «an einschneidenden Massnahmen» nicht vorbei. «Unsere bisherigen Anstrengungen im Kampf gegen die Pandemie reichen nicht aus, wir müssen noch konsequenter handeln. [...] Jeder und jede muss sich fragen: Was kann ich zusätzlich tun, um mich und andere zu schützen – und vor allem die zu schützen, die besonders gefährdet sind?» Fest steht: «Wir werden Weihnachten und Neujahr anders feiern, als wir gehofft hatten. Die kommenden Wochen werden für viele Menschen eine belastende Zeit sein. [...] Wir sind jedoch dem Virus nicht schicksalhaft ausgeliefert. Wir wissen, was zu tun ist. Feiern lassen sich nachholen, und über Geschenke freuen sich Freunde und Verwandte auch später noch.» Jetzt komme es darauf an, die Gesundheit zu erhalten und Menschenleben zu retten. Deswegen müssten wir in den nächsten Wochen unsere Kontakte und Begegnungen radikal begrenzen. «Die Verantwortung, die wir jetzt zeigen, die Lasten, die wir jetzt und noch eine Zeit tragen werden, die sind nicht vergeblich, sie bringen uns dem Ende der Pandemie näher. [...] Die kommenden Wochen sind eine Prüfung für uns alle. [...] Wir alle sind in den letzten Monaten einen weiten Weg gegangen, gehen wir ihn gemeinsam und in Rücksicht aufeinander weiter und zu Ende.» Er sei sich ganz sicher, so der Bundespräsident am Ende seiner sechs Minuten

langen Rede an das Volk/die Bevölkerung, «die Pandemie wird uns die Zukunft nicht rauben, wir werden diese Krise überwinden, das muss gelingen, und das wird gelingen».

Dass ich diese Rede so ausführlich zitiere, hat zwei Gründe. Erstens enthält sie stilistische Anleihen aus den Reden anderer Majestäten, Präsidenten und Politiker. Mal klingt Frank-Walter Steinmeier wie Kaiser Wilhelm II. («Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deut-

Unter normalen Umständen hätte sich das Land über eine solche Aussage vor Lachen gebogen.

sche!»), mal wie John F. Kennedy («Frage nicht, was dein Land für dich tun kann – frage, was du für dein Land tun kannst!»), mal wie Konrad Adenauer («Die Lage war noch nie so ernst»), mal wie Franz Josef Strauss: «Ich sage nicht, wir werden siegen, weil wir siegen müssen, aber ich sage, wir können siegen, wenn wir siegen wollen, und wir werden siegen, weil wir siegen wollen!» Auch Steinmeier ist ein Meister der redundanten Logik; hält er eine Rede, rechne ich jeden Moment damit, dass er «Die Basis ist die Grundlage des Fundaments» sagt und dabei ein Gesicht macht, als habe er eben den Zusammenhang zwischen der speziellen und der allgemeinen Relativitätstheorie begriffen. Zweitens verhebt er sich masslos, wenn er sagt, die folgenden Wochen würden «eine Prüfung für uns alle» werden. So reden Erweckungsprediger, wenn sie ihre Gemeinden daran erinnern, wie Gott Abraham «prüfen» wollte, als er ihm befahl, seinen

Sohn Isaak zu töten, als Beweis unbedingten Gehorsams gegenüber dem Allmächtigen.

Was passiert, wenn die Deutschen diese «Prüfung» nicht bestehen? Wird die Wiedervereinigung rückgängig gemacht? Der Eintopfsonntag ausgerufen? Das Benzin rationiert? Gibt es im Schloss Bellevue niemanden, der dem Bundespräsidenten die Bedeutung des Begriffes «Prüfung» erklären könnte?

Leider ist Frank-Walter Steinmeier auch ein Beispiel für den Bildungsnotstand, der die Bundesrepublik als Kollateralschaden des kulturellen Föderalismus erfasst hat. Ein anderes, ebenso anschauliches Beispiel ist der sächsische Ministerpräsident Michael Kretschmer (CDU). Er hat es für nötig gehalten, die Öffentlichkeit darüber zu informieren, dass er dieses Jahr zum ersten Mal in seinem Leben keinen Gottesdienst an Heiligabend besuchen wird. Wegen Corona werde er schweren Herzens zu Hause bleiben. «Ich brauche es für meinen Glauben nicht. Und ich finde es richtig, wenn wir alle uns in diesem sensiblen Moment zurückhalten.» Ausserdem: «Jesus und Maria waren Heiligabend auch alleine.» Unter normalen Umständen hätte sich das Land über eine solche Aussage eines Landesfürsten vor Lachen gebogen und ihn darauf hingewiesen, dass Jesus und Maria mitnichten «alleine» waren, und ihm empfohlen, «Weihnachten im Stall» von Astrid Lindgren zu lesen. Aber die Zeiten sind nicht normal, und das Virus befällt nicht nur die Atemwege, sondern auch das Denkvermögen. So gesehen, mag es sich tatsächlich um eine Prüfung handeln, die weder der Bundespräsident noch der Ministerpräsident von Sachsen bestanden hat.

Singen ist gesund

Nr. 50 – «Die Toten und die Lebenden»
Editorial von Roger Köppel

Bei der Diskussion über Corona wird vergessen, dass auch die Corona-Politik Opfer fordert. Und zwar gerade unter den Schwächsten der Gesellschaft. Die Wirtschaft ist kein abstraktes Gebilde, die Wirtschaft sind wir alle. Und jeder Eingriff in die Wirtschaft hat darum reale Folgen für reale Menschen. *Angelo Frei, Bad Ragaz*

Die Behörden massen sich an, für das Leben der Menschen verantwortlich zu sein, und verbieten nun quasi noch, dass die Menschen sterben können, entmündigen sie und sperren sie ein. Es ist eine Anmassung, den Bürgern entseelende Masken aufzuzwingen, sie einzusperren, das Singen zu verbieten und von gesunderhaltenden Sozialkontakten abzuhalten. Normalerweise wird nach jeder Grippeperiode mit dem Zählen der Verstorbenen neu begonnen. Seltsamerweise passiert dies bei Corona nicht, vermutlich, um die Panik hochzuhalten. Müssen sich Menschen, die an Krebs oder anderen schweren Erkrankungen leiden, nicht vom Staat vernachlässigt fühlen, wenn wegen Covid-19 so ein (Macht-)Theater veranstaltet wird und sie das ihnen verbleibende Leben nicht mehr geniessen dürfen?

Pius Wihler, Zizers

Der Bundesrat hat beschlossen, im nicht-professionellen Bereich «das gemeinsame Singen ausserhalb des Familienkreises» zu verbieten. Keine uns bekannte Studie aus dem In- oder Ausland empfiehlt ein generelles Sing-Verbot oder ein Verbot von individuellem Gesangsunterricht. Studien aus Bristol (GB) und

Messungen in Basel belegen, dass beim Singen nicht mehr Aerosole ausgestossen werden als beim Sprechen. Singen gehört zu Weihnachten, Singen gehört zum Menschwerden und Menschsein. «Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.» – Wir sind keine bösen Menschen. Singen wir weiter unsere Lieder – aber sicher, jede und jeder für sich, zu Hause, unter der Dusche, im Wald, im Einzelunterricht, mit Abstand, genügendem Lüften und, wenn nötig, mit Maske. Und hoffentlich bald wieder zusammen, im Verbund. Denn: Singen ist gesund und stärkt Immunsystem und Psychohaushalt, wie zahlreiche Studien belegen!

René Perler, Bassbariton und Gesangspädagoge

Grosses Verdienst

Nr. 50 – «Schweizerisch weltgewandt»
Martin Meyer über Urs Rohner

Beeindruckend, wenn der ehemalige NZZ-Fuilletonchef Martin Meyer seinen befreundeten und abtretenden Verwaltungsratspräsidenten Urs Rohner würdigt. Den Menschen Rohner hat er mit seiner sprachlichen Verve und den philosophischen Ausleuchtungen hervorragend getroffen und tiefgründig beschrieben. Hingegen ist dem Denk- und Sprachästheten einiges entgangen, was das Bankgeschäft betrifft. Urs Rohner hat von Hans-Ulrich Doerig keine stabile Bank übernommen. Sein grosses Verdienst ist es, die enormen Altlasten der Finanzkone Rainer E. Gut sowie die Reparaturfelder und das hohe zweistellige Milliardenloch der abgehobenen Banker wie Mühlemann, Dougan, Wellauer und wie sie alle hiessen, hartnäckig abzuarbeiten, so dass man nun mit dem Schwei-

zer CEO Thomas Gottstein eine hoffnungsvolle unternehmerische Zukunft vor sich hat.
Roger E. Schärer, Trin Mulin

Es ist nie zu spät

Nr. 49 – «Blick in die Zeit»
Erik Ebnetter über bürgerliche Politik

Solange die Bürgerlichen sich immer wieder gegenseitig beschimpfen, wird ein gemeinsamer Gang nie möglich werden. Bekanntlich, wenn zwei sich streiten, lacht der Dritte, eben SP und Grüne, die fahren sich gegenseitig nicht an den Karren. Es ist nie zu spät, besser früher als später sollten SVP, FDP und CVP wieder zueinanderfinden, um eine gute, bürgerliche Politik für die vielen Schweizer Bürger zu liefern. Ich denke, noch sind wir eine Mehrheit im Lande. *Marco Kläui, Lachen*

Nichts ist nichts

Nr. 50 – «Stellen Sie sich vor, Einstein wäre eine Frau gewesen»; Interview mit Lavinia Heisenberg von Thomas Renggli

Die Welt ist endlich, aber unbegrenzt. Es gibt keine Unendlichkeit, denn wenn es eine gäbe, dann müsste sie ans Nichts grenzen. Das kann sie nicht, denn das Nichts ist nichts und kann daher nicht als Grenze dienen. Endlich, aber unbegrenzt. Wie ein Kreis oder eine Kugeloberfläche, in diesem Falle ein sich selbst begrenzender Raum oder eine Raumzeit, die wir Menschen nicht feststellen und vor allem nicht erleben können. *Hansruedi Tschoulin, Wimmis*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



David John Moore Cornwell alias John le Carré (1931–2020)



Ehrgeiz, Liebe, Leben und Tod: Romancier le Carré.

Ich hatte einmal ein Essen für John le Carré ausgerichtet, da sassen also ein sehr berühmter Fernsehmoderator, ein Schweizer Chefredaktor und andere mit eben diesem sehr britischen und aus Höflichkeit deutsch radebrechenden Thriller-Autor zusammen, und der sehr berühmte TV-Moderator sprach mit seiner Gefährtin über – seine Skiferien, die dämlichen. Und ich kochte innerlich, denn John le Carré erörterte gerade sehr spannend, worin die Dummheiten des MI6 und die geheimdienstlichen Fehler des Mossad im Nahen Osten bestanden, aus seiner Sicht, der des Praktikers, und ständig kam dieser Moderator mit seinen schwarzen und roten Pisten und der Gastronomie dazwischen.

Aber David, so hiess er ja eigentlich, David Cornwell, das «Carré» hatte er sich zugelegt, weil ein Carré beim Roulette die Schnittstelle aus vier Feldern bezeichnet und die Chancen auf einen Gewinn erhöht, Klarnamen sind ein *No-Go* in der Welt der Spione... David also sass höflich lächelnd dabei und liess sich seine Langeweile nicht anmerken.

Er liebte die Deutschen und meinte, sie seien vorbildlich mit ihrer historischen Schuld umgegangen, denn das steht ja oft im Raum, wenn Briten und Deutsche aufeinandertreffen; David redete dann eher über die Sünden der britischen Kolonialherrschaft, und er gehörte ganz sicher nicht zu denen, die Tony Blairs «Cool Britannia» cool fanden Anfang der Nuller-Jahre, als ich Korrespondent in London war. Er konnte Blair, den er für einen Blender hielt, ziemlich gut nach-

machen in seiner verschusselt-pathetischen Manier, mit der der Premier die Öffentlichkeit für sich einzunehmen verstand.

Davids Liebe zu den Deutschen ging selbstverständlich auf die Tage in den frühen sechziger Jahren zurück, als er im britischen Konsulat in Hamburg herumsass und sich die Zeit mit dem Schreiben von Thrillern vertrieb. Er hatte in der Schweiz studiert und später am Eton-College Deutsch und Französisch unterrichtet, bevor er beim MI6 anheuerte. Schon in seinen ersten Romanversuchen hatte er den Geheimdienstchef Smiley erfunden, den melancholischen Bürokraten und brillanten Fuchs mit seinen Umwegen und Fallen, und schon im «Spion, der aus der Kälte kam» hatten die Aussenagenten für die Fehlkalkulationen der Zentrale zu büssen – aber manchmal auch für deren politische Manöver.

An jenem Abend bei uns zu Hause erzählte David von den Filmarbeiten für den «Spion» in Dublin, weil Richard Burton aus steuerlichen Gründen dort drehen wollte, und wie sie die Strassen mit Wasser besprengt hätten, um sie glänzen zu lassen in dieser Schwarz-Weiss-Produktion, und wie abends Liz Taylor in ihrem weissen Bentley vorbeischaute wie eine Göttin aus einem anderen Universum unter dem Gekohle der Nachbarschaft dieser Arbeitergegend. Sie hatten tatsächlich Ost-Berlin in Dublin nachempfunden, und es klappte, und natürlich trank Burton jeden aus der Crew unter den Tisch.

George Smiley blieb in dieser Ost-West-Martyrergeschichte im Hintergrund, doch als

er dann zur Hauptfigur wurde in «Dame, König, As, Spion» hatte er in der ausdruckslosen Mine von Alec Guinness die gültige Maske gefunden, dort und in weiteren BBC-Produktionen, so dass es David unmöglich war, Smileys Duell mit Karla, dem Dienstchef auf der sowjetischen Seite, unbefangen weiterzuschreiben.

Sicher, er tauchte noch öfter auf, und einmal mehr noch in einer späten Rückschau, aber das Spionage-Genre war ohnehin nur das Terrain, auf dem der Romancier John le Carré die menschliche Komödie auslotete wie das Paris, das sich Balzac nutzbar machte, um über Ehrgeiz und Liebe, Leben und Tod, Ruhmsucht und Verrat, ja über den Verrat als Bestandteil der Liebe zu schreiben.

Da John le Carrés Thema längst nicht nur der Geheimdienst war, sondern der Schmutz hinter dem Pomp der Gipfeltreffen und der Schmerz hinter dem Siegerlächeln, gelang ihm mit «Der ewige Gärtner» auch nach dem Ende des Kalten Krieges ein Roman, der alle anging: Er galt den Machenschaften eines Pharmakonzerns, der sein unausgeglichenes Tuberkulose-Medikament an Kindern in Kenia testet und die Zeugin eines Mordes verschwinden lässt. Ralph Fiennes war dieser Gärtner – was für ein brillanter Schauspieler für das Universum des Romanciers John le Carré.

Die Romane öffnen sich in den Kaukasus («Unser Spiel») oder nach Mittelamerika («Der Schneider von Panama»), sie recherchieren den Waffen- und Drogenhandel («Der Nachtmanager»), sie kommentieren den Nahostkonflikt («Die Libelle»), die deutschen sechziger Jahre («Eine kleine Stadt in Deutschland») oder die Perestroika («Das Russlandhaus»), die Terroranschläge nach 9/11 («Marionetten») oder die russische Mafia («Verräter wie wir»).

Mit seiner Autobiografie («Der Taubentunnel») hat er schliesslich auch den Thriller seiner eigenen Kindheit zu Papier gebracht, eine Geschichte ohne Mutter, aber über den Vater, den Hochstapler, der für die berüchtigten Kray-Brüder gearbeitet hatte. «Er hat sich tatsächlich für mich ausgegeben», erzählte er mir, «und er hat Bücher mit meinem Namen signiert, um sie zu verhökern.» Kopfschüttelnd erzählte er davon, angewidert, aber mit einem Blitzen in den Augen, wie einer Art Anerkennung für die Chuzpe dieses Spielers – der als Agent George Smiley alle Ehre gemacht hätte.

Matthias Matussek

Europas Supertanker

Die Europäische Zentralbank ist ein Koloss. Die Angestellten pflegen ihre Macht und Privilegien.



Die Europäische Zentralbank (EZB) hat vergangene Woche die Geldpolitik weiter gelockert – soweit das überhaupt noch geht – und ihr Unterstützungsprogramm aufgestockt. Das Pandemie-Programm zum Aufkauf von Wertpapieren wird um 500 Milliarden Euro erhöht, der Zeithorizont um ein Jahr auf März 2022 ausgedehnt und die Subventionierung der Banken durch Hineinpumpen von Notenbankgeld zu Ultratiefzinsen noch verstärkt.

Jetzt mahnen wieder viele Beobachter, wie wichtig es sei, dass die EZB später dann, wenn die exzessive Geldversorgung nicht mehr nötig sei, rechtzeitig zu einer Normalisierung zurückkehre, also das überschüssige Geld wieder aus der Wirtschaft abziehen werde.

Darf man sich auf die Wachsamkeit der EZB-Führung verlassen, dass sie dann rasch und flexibel auf neue Notwendigkeiten reagieren wird? Die Wirklichkeit sieht anders aus. Notenbanken bestehen aus Menschen mit Eigeninteressen. Eine Zentralbank ist nicht einfach ein neutraler Think-Tank, auch kein Computerprogramm plus Bilanz und ein paar Experten drum herum, die das Ganze steuern – obwohl Geldpolitik wohl grossenteils auf diese Weise erledigt werden könnte.

Eine Notenbank ist eher eine Grossanlage, ein Koloss, ein Supertanker. Der EZB-Hauptsitz in Frankfurt ist untergebracht im 200 Meter hohen Skytower. Gewaltig ist das Humankapital da drin, entstanden aus Ausbildung, Ehrgeiz und Aufopferung in Millionen von Stunden, Euros, Hoffnungsfunken, Tränen, Schweisstropfen, Adrenalinkicks. Und in den Euro-Mitgliedsländern gibt es noch die frühe-

ren nationalen Notenbanken, die als Satelliten der EZB weiterarbeiten.

Der Koloss lässt sich auch am Betriebsaufwand messen. Eine Untersuchung von Karl-Friedrich Israel, die das Liberale Institut kürzlich veröffentlichte, zeigt, dass beim Start der Europäischen Währungsunion die EZB-Betriebskosten von 68 Millionen Euro im Jahr 1998 auf 133 Millionen im Folgejahr sprangen. So viel kostete die Abschaffung des Währungswettbewerbs – und das war nur der Anfang. 2019 summieren sich die Betriebskosten auf über 1150 Millionen Euro – Ausgaben praktisch verzehnfacht. Das Vollzeitpersonal stieg von 730 auf 3770 Personen – Fachkräfte mal fünf, auch wegen neuer Aufsichtsfunktionen.

Man kann sagen: So teuer ist die Geldproduktion. Aber noch brisanter ist der Schluss: Die Notenbank ist eben auch eine Interessengruppe, die interessiert daran ist, diesen Apparat zu erhalten und damit grossenteils auch die praktizierte Geldpolitik.

Sensirion gewinnt

Soeben hat der Sensor-Hersteller Sensirion gemeldet, dass die Projekte mit Beatmungsgeräten mehr Umsatz bringen als vor einigen Monaten erwartet, die Nachfrage nach Gasflusssensoren sei stark, so dass der Firmenumsatz 2020 wohl gut 250 Millionen Franken erreichen werde. Das tönt nicht spektakulär, aber dahinter steht eine eindruckliche Firmenentwicklung. Sensirion ist ein Musterbeispiel eines Industriestars aus hiesigem Aufwuchs. Die Firma wurde 1998 von den beiden ETH-Physik-Doktoranden Moritz Lechner

und Felix Mayer gegründet, die mit neugestalteten Sensoren für Temperatur und Feuchtigkeit hartnäckig Kunden suchten. So schafften sie es in den Weltmarkt, zunächst bei Wetterstationen, dann bei Autos, Handys et cetera. Mit dem Eintritt in die Massenproduktion zog man nach Stäfa, wo Anlagen aufgebaut wurden. Sensirion wurde ein weltweit führender Hersteller digitaler Mikrosensoren und -systeme für Gas und Flüssigkeit, Druck und Umwelt. 2018 ging die Firma an die Börse. Im vergangenen Jahr wurde Sensirion von der Plattform Great Place to Work als bester Arbeitgeber der Schweiz eingestuft. Speziell ist, dass Lechner und Mayer immer ein Führungsduo blieben, zuerst in der Startzeit, dann als Co-Konzernchefs, nun als Co-Verwaltungsratspräsidenten.

Die Zukunft abgesagt

Am 23. Oktober orientierte das Bundesamt für Gesundheit über einen Anstieg der Fallzahlen und Krankheitsfälle, der die Entwicklungen in den umliegenden Ländern stark übertreffe. Die Covid-19-Task-Force des Bundes warnte, man müsse etwas tun, sonst würden die Spitalkapazitäten überlastet. Man habe keine Zeit mehr, abzuwarten, ob die schon getroffenen Massnahmen ausreichen. Gleichentags meldete die Organisation Nationaler Zukunftstag, die für Kinder einen Arbeitsplatzbesuch bei Eltern oder Zugewandten organisiert, der Zukunftstag vom 11. November falle aus. Für etliche Leute war es schockierend, dass eines der ersten Opfer der strengeren Epidemienpolitik die Zukunft der Jungen war.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Diversität
statt Adelsklatsch:
Vanity Fair-Chefin
Radhika Jones.
Beatrice Schlag, Seite 58

Bartholomäus Spranger, Epitaph des Nikolaus Müller, um 1600 — Wenn Gott Musik wäre, dann Bach. Wenn Gott das Universum wäre, dann dunkle Materie. Wenn Gott nicht wäre, dann wäre die Vorstellung des Menschen sein Himmelreich, der Ort seines Lebens und Sterbens. Er wäre wie ein Feuerstein, an dem sich der Mensch reibt in der Hoffnung, das Feuer verbrenne all die Verzweiflung auf Erden, dieses Geworfensein in ein Dasein der allmählichen Auslöschung, und die Asche sei der Dünger des ewigen Lebens.

Jesus war leibhaftig, zweimal gar. Gottes Samen befruchtete Maria, es kam zur einzigen unbefleckten Empfängnis der Menschheitsgeschichte, die wiederum nur eines belebt hatte: die Vorstellungskraft des geplagten Menschen. Sie machte aus dem Wanderprediger aus Nazareth einen Sohn Gottes, einen Unsterblichen.

Das zweite Mal zu Fleisch und Blut wurde Jesus nach seinem Tod, als er auferstand und seinen Jüngern erschien und von der Möglichkeit universeller Erlösung kündete. Wackgeküsst vielleicht von Engeln, die ihn mit ihren Flügeln aus dem Reich der Toten empor schwangen zurück ins Lebendige, christliches Nirwana im Blick und die Hand eines Engels zärtlich fast an der Pobacke. So setzte der flämische Maler Bartholomäus Spranger (1546–1611), ein Hofmaler des Katholizismus, die Auferstehung Jesu ins Bild, und es gelang ihm ein beinahe göttliches Bildnis Jesu.

Sein Christus ist einer, in dem alle sich spiegeln und wiederfinden können, ausser vielleicht zugeknöpfte Philister mit eingeschränktem Blickfeld. Spranger malte vor knapp 500 Jahren einen auf ewig zeitlosen Messias, der den Look einer schon lange auf profane Auferstehung wartenden Conchita Wurst besitzt, schuf ein zwittriges Seelenwesen, das alle Züge einer LGBTQ-Ikone trägt und auch noch heterosexuell ist. Vielleicht ist Gott doch nicht tot. *Michael Bahnerth*



Der auferstandene Jesus triumphiert über den Tod.



Bücher

Mein Buch des Jahres

Empfehlungen für lange Winterabende von Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und *Weltwoche*-Autoren.

Bruno S. Frey
Ökonom und Glücksforscher

Eric A. Posner/E. Glen Weyl: *Wir sind der Markt! Radikale Utopien für das digitale Zeitalter.* WGB Theiss. 336 S., Fr. 37.90

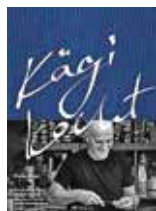


In diesem Buch werden innovative Ideen entwickelt, wie Märkte zur Lösung von gesellschaftlichen Problemen verwendet werden können. Die Vorschläge erscheinen zuerst völlig ungewohnt. Bei näherem Nachdenken machen sie jedoch

Sinn. Hier seien nur zwei Ideen der Autoren vorgestellt. Erstens: Jedes Eigentum muss verkäuflich sein. Wer ein Haus, ein Auto oder auch einen alten Koffer besitzt, muss einen Preis angeben, zu dem dieser Besitz verkauft würde. Der angegebene Wert wird aber auch besteuert, so dass die Preise nicht übertrieben werden. Das Eigentum wird damit denjenigen Personen öffentlich zugänglich gemacht, die daraus den grössten Nutzen ziehen. Zweitens: Bei allen Abstimmungen können Stimmen gespart und dafür bei jenen Vorlagen eingesetzt werden, die einer Person besonders wichtig sind. Das Anhäufen von Stimmen wird jedoch begrenzt, indem das Gewicht einer aufgesparten Stimme abnimmt. Es macht Spass, sich mit solch provokativen Ideen gegen den Zeitgeist auseinanderzusetzen.

Dieter Kaegi
Intendant
Theater/Orchester Biel/Solothurn (Tobs)

Richard Kägi: *Kägi kocht.*
AT Verlag. 304 S., Fr. 51.90



Das Buch, auf das ich so lange gewartet habe; das Buch, das ich seit seinem Erscheinen so oft wie kein anderes in Händen hielt, darin gelesen und geblättert habe; das Buch, das meine Familie, meine

Freunde und mich regelmässig satt und glücklich macht, ist ein Kochbuch: «Kägi kocht». Nachdem ich Richi Kägis famose Rezepte jahrelang aus seinen Food-Kolumnen nachgekocht habe, ist vor ein paar Monaten endlich sein erstes (und hoffentlich nicht letztes) Kochbuch erschienen. Dass die Rezepte gut nachkochbar sind, dass man dafür leicht erhältliche und einfache Produkte benutzt, dass das Ergebnis immer eine Freude für das Auge und den Gaumen ist, dies alles wusste ich. Dass daraus ein so hervorragend gemachtes Koch-, Lese- und Bilderbuch werden würde, war eine Überraschung! Aus Sorge, dass das Buch beim regelmässigen Gebrauch in der Küche da einen Fettspritzer und dort einen Rotweinfleck bekommen könnte, habe ich mir gleich drei Exemplare auf Reserve gekauft. Und dazu noch ein weiteres Dutzend als Weihnachtsgeschenke für Freunde und Bekannte!

Hildegard E. Keller
Autorin, Literaturkritikerin,
Literaturprofessorin

Alfonsina Storni: *Chicas.* Kleines für die Frau. Herausgegeben und übersetzt von Hildegard E. Keller. Edition Maulhelden. 264 S., Fr. 29.80



Wie kamen die ersten Schweizer Journalistinnen zu Wort? Die vielleicht berühmteste, die aus dem Tessin stammende Alfonsina Storni (1892 bis 1938), kann man jetzt neu kennenlernen, in zwei Bänden mit den Titeln «Chicas» und

«Cuca». Gewitzt und engagiert durchstreift die Reporterin und Erzählerin Buenos Aires, macht das Wort zur Waffe, schreibt über Mann und Frau, über berufstätige Frauen und Mädchen, die auf Balkonen auf den Zukünftigen warten, und erzählt von Menschen im Konsumtaumel, von Models und Puppen, die fast lebendiger scheinen als die Menschen. Später schrieb sie als Touristin über Vogelspinnen, die Pampa oder Tangotänzer in mondänen Touristen-

orten. Sie schrieb in der U-Bahn und auf hoher See. Ihre Texte erschienen in Zeitungen und Zeitschriften, eingeklemmt zwischen Werbung für Babypuder, Nerventonicum und Autos. Auch solche Inserate sind in den neuen Büchern der jungen Zürcher Edition Maulhelden zu bestaunen, in Farbe. Kunst im Dienst des Konsums. Eine Zeitreise in die Goldenen Zwanziger!

Gerhard Pfister
Nationalrat und Präsident der CVP

Chad Harbach: Die Kunst des Feldspiels.
DuMont. 608 S., Fr. 31.90



Manchmal steht ein Buch lange in meinem Regal, bis ich es lese. «Die Kunst des Feldspiels» von Chad Harbach habe ich wohl vor Jahren gekauft, aber erst in diesem Jahr gelesen – und es wurde ein grossartiges Leseerlebnis. Harbach debütierte mit diesem Roman im Jahr 2011. Zehn Jahre lang arbeitete er daran. Er bot das Manuskript mehreren Verlegern an, ohne Erfolg. Schlussendlich kümmerte sich ein junger New Yorker Agent darum, und das Buch wurde zu einer literarischen Sensation. Henry Skrimshander, ein unscheinbarer, schwächlicher Junge, ist ein Jahrhundert-Baseball-Talent. Das Westish College nimmt ihn in die Mannschaft auf. Sein Aufstieg zum Baseballstar ist praktisch sicher. Monate lang macht er nicht einen einzigen Fehler, bis zu einem Routinewurf, der fatale Folgen hat, für ihn und seine Freunde. In einem Augenblick ändert sich das ganze Leben. Natürlich geht es nicht nur um Baseball, sondern um unser Streben nach Perfektion, das Scheitern dabei, um Freundschaft, Loyalität.

Kurt Steinmann
Altphilologe, Übersetzer und Autor

Jerzy Andrzejewski: Der goldene Fuchs.
Erzählungen. DTV. 220 S.



Jerzy Andrzejewski starb 1983 im Alter von 74 Jahren. Mit ihm verlor Polen einen seiner grossen Schriftsteller, der unerschrocken für die Würde und Freiheit seines Volkes gekämpft hatte. In seiner Erzählung «Der goldene Fuchs» sieht

der kleine Lukasz eines Nachts, wie ein goldener Fuchs in sein Zimmer tritt und sich im Schrank versteckt. Er liebt und bewundert den sich im Kleiderverlies verbergenden Fuchs, sein ganzes Denken kreist nur um ihn, während ihm seine Umgebung dieses Hirngespinnst auszureden versucht. Schliesslich löst sich Lukasz

von seinem Traumgebilde, da niemand etwas von seinem Fuchs wissen will. Ein fünfjähriger Junge nimmt Abschied von seiner kindlichen Fantasiewelt. Auf einer zweiten Ebene ist die Erzählung eminent politisch. Wer an den goldenen Fuchs glaubt, denkt anders, da er sich eine individualistische Gegenwelt schafft. Doktrinen und Ideologien prallen bei ihm ab. Polens jüngere Geschichte beweist, dass es sich lohnt, dem goldenen Fuchs die Treue zu halten. Lassen wir uns den goldenen Fuchs nicht rauben, die Freiheit zu träumen und anderes und anders zu sehen als die andern!

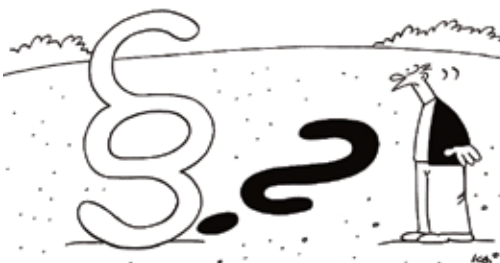
Daniel Weber
Herausgeber Literatur und Kunst,
bei der Weltwoche

Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.
Fischer Taschenbuch. 272 S., Fr. 12.90



Alle paar Jahre wieder – so auch diesen Sommer – lese ich immer aufs Neue begeistert Johann Peter Hebels «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes». In seinen Kalendergeschichten findet sich alles: Komik und

Tiefsinn, Humor und Weisheit, Scherz und Empathie. Und es ist für jeden verständlich. Unübertrefflich ist Hebels Genie, Unergründliches und Abgründiges in Sätze von raffiniert-vollendeter Schlichtheit zu fassen. Kein Wunder, zählt Michael Maar in seinem Buch «Die Schlange im Wolfspelz» über das Geheimnis grosser Literatur (vgl. *Weltwoche* Nr. 47/2020) Hebel zu den «unfehlbaren Stilisten». Gibt es hinreissendere Schelme als den Zundelheiner und den Zundelfrieder? Einen liebenswerteren Burschen als jenen in «Kannitverstan», der sich durch ein Missverständnis mit seinem Leben versöhnt? Eine berührendere Liebe als jene der alten Frau, die ihren vor fünfzig Jahren im Bergwerk verschütteten, zufällig geborgenen Bräutigam zum Grab begleitet, «in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre»? Nein.



Licht und Schatten

Anton Beck
Weltwoche-Redaktor

Emily Brontë: Sturmhöhe.
DTV. 464 S., Fr. 14.50



Im Trubel aller Neuerscheinungen, die den Buchmarkt jährlich fluten, sind Klassiker eine angenehme Abwechslung. Die Romane der Brontë-Geschwister hatte ich ohnehin schon lange auf meiner To-read-Liste, und kein

Buch passt so zu 2020 wie Emily Brontës «Sturmhöhe». Abgeschlossen in einer Art viktorianischem Lockdown in einem Hochmoor, entfaltet sich ein Generationendrama zwischen zwei Familien und um eine Liebe, die über den Tod hinausreicht. Mit aktuellem Auge spendet Brontës «Sturmhöhe» vor allem Trost, da Isolation und Einsamkeit scheinbar schon vor gut zweihundert Jahren die Menschen in sich kehren liessen, aber auch belasten konnten. Geteiltes Leid ist eben halbes Leid. Zudem bestechen die präzise Figurenzeichnung und die Sprache, aber auch dieser Spürsinn der Engländerin für all das Mysteriöse und Zerbrechliche, das sich zwischen einer Handvoll Menschen abspielen kann. Als sei das Hinaustreten in die weite Welt gar nicht so wichtig, solange die umgebende Welt noch erkundet werden kann. Als wäre alles Wichtige ganz nah.

Katharina Fontana
Weltwoche-Redaktorin

Evelyn Waugh: Wiedersehen mit Brideshead. Die heiligen und profanen Erinnerungen des Captain Charles Ryder. Diogenes. 544 S., Fr. 38.90

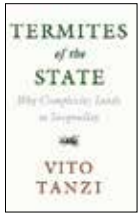


Er zählt zu jenen Romanen, in die man sich wunderbar hineinsinken lassen kann. «Wiedersehen mit Brideshead» erzählt von den Erinnerungen Charles Ryders, der als Soldat im Zweiten Weltkrieg auf Schloss Brideshead landet, das er aus seinem früheren Leben

bestens kennt: das Stammhaus der faszinierenden Adelsfamilie Flyte, die den jungen Studenten einst in ihren Bann geschlagen hatte. Freundschaft, Dandytum, Liebe, Dekadenz, Katholizismus und Abstieg – Autor Evelyn Waugh, einer der bissigsten und brilliantesten Schriftsteller seiner Zeit, hat 1945 einen mit viel Ironie erzählten tragischen Roman geschaffen, den man immer lesen oder nochmals lesen kann. >>>

Urs Rohner
Chairman of the Board of Directors
Credit Suisse Group AG

Vito Tanzi: Termites of the State. Why Complexity Leads to Inequality. Cambridge University Press. 454 S., Fr. 56.90

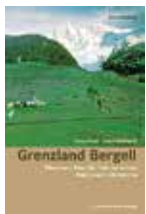


Was ist die Rolle des Staats in Wirtschaft und Gesellschaft? Eine alte Frage, ein traditioneller Disput. Mit der aktuellen Pandemie stellen wir im westlichen Weltverständnis die Frage mit neuen Akzenten: Was ist die Rolle, die der Staat

in hochentwickelten Industrie- und Dienstleistungsstaaten und demokratisch organisierten Gesellschaften spielt? Wer sich dem medialen Donnergrölen über die Feiertage – oder darüber hinaus – etwas entziehen und dem Thema belesen nachgehen will, dem helfen vielleicht die Gedankengänge des italienischen Ökonomen Vito Tanzi. Der ehemalige langjährige IMF-Direktor für öffentliche Finanzen, zudem für zwei Jahre Unterstaatssekretär für Wirtschaft und Finanzen in Italien, begreift die Herausforderungen der modernen demokratischen Gesellschaft auf stupende Art und Weise und verbindet sie mit der nach wie vor grossen ökonomischen Frage der Ungleichheit.

Monika Rühl
Vorsitzende der Geschäftsleitung
Economiesuisse

Ursula Bauer/Jürg Frischknecht: Grenzland Bergell. Wege und Geschichten zwischen Maloja und Chiavenna. Rotpunkt. 368 S., Fr. 45.90



Auch ich habe die Sommerferien dieses Jahr in der Schweiz verbracht. Es zog mich unter anderem ins Bergell. Ein Tal, das mich immer wieder fasziniert. Anlass des Besuchs war die Biennale Bregaglia 2020, eine wunderbare Kunstausstellung, die dieses Mal an einem geschichtsträchtigen Ort im Mittelpunkt des Tals stattfand. Zur Vorbereitung schenkte mir eine Freundin das Buch «Grenzland Bergell. Wege und Geschichten zwischen Maloja und Chiavenna» von Ursula Bauer und Jürg Frischknecht. Es ist eine sehr gelungene Mischung aus Wander-/Reiseführer und Lesebuch. Es bringt einem das Tal, seine Geschichte und seine Menschen näher. Mein Lieblingssort im Bergell ist übrigens der Palazzo Castelmur in Coltura; ein unglaubliches, hinreissendes Gebäude, das so gar nicht in die raue Berglandschaft passen will. Und das mit einer Aus-

stellung über die Bündner Zuckerbäcker einen Teil der Geschichte der schweizerischen Auswanderung erzählt.

stellung über die Bündner Zuckerbäcker einen Teil der Geschichte der schweizerischen Auswanderung erzählt.

Dominique Feusi
Creative Director blaablaa.com

Virginie Despentes: Das Leben des Vernon Subutex. Kiepenheuer&Witsch. 400 S., Fr. 31.90



Subutex-Leser fragen einander nicht: «Ist es gut?», sondern: «Bei welchem bist du?» Die 1216 Seiten wilder Ritt durch alle gesellschaftlichen Themen, mit denen sich Virginie Despentes in den Olymp der französischen Literatur geschrieben hat, ver-

kürzten mir den Lockdown. Kein Buch habe ich daher 2020 öfter empfohlen. Das grosse Panoptikum der Verlierer ist ein fantastisches Abstiegs-Epos, zärtlicher zeitgenössischer Existenzialismus, tragisch, wütend, witzig, wahr: «Vernon ist im letzten Jahrhundert stecken geblieben, als man sich noch Mühe gab, so zu tun, als wäre Sein wichtiger als Haben.» Achtung, Subutex ist eine Substitution für Heroin, harter Stoff, der sofort süchtig macht. Das furiose Sittengemälde ist nichts für Zartbesaitete. Falls Sie jedoch auf Houellebecq stehen: Despentes ist seine empathische Schwester.

Dina Pomeranz
Professorin Universität Zürich,
Department of Economics

Hans Rosling: Factfulness. Ullstein. 400 S., Fr. 19.90



Eines der Bücher, das ich am häufigsten empfehle, ist Hans Roslings «Factfulness». Es ist eine wunderbare Kombination von spannenden Fakten über die Entwicklung und den Zustand der Welt mit Humor und Unterhaltungswert. Wie das

Buch zeigt, sind viele weitverbreitete Ansichten über die Welt und ihre Bevölkerung falsch oder zumindest längst überholt. Wussten Sie zum Beispiel, dass sich die extreme Armut auf der Welt in den letzten zwanzig Jahren halbiert hat, dass der Zugang zu Schulbildung weltweit rapide zunimmt oder dass die Anzahl Kinder auf der Welt schon heute praktisch nicht mehr steigt? Nach der Lektüre ist man sowohl besser informiert als auch optimistischer darüber, was die Menschheit weltweit alles erreichen kann. Nicht umsonst sagt Bill Gates, es sei das wichtigste Buch, das er je gelesen habe. Ein wunderbares Buch für die Festtagszeit, speziell auch in der aktuellen Lage mit so viel deprimierenden News in den Schlagzeilen.



Matthias Matussek
Autor und Journalist

Nicolás Gómez Dávila: Sämtliche Scholien zu einem unbegriffenen Text. Karolinger. 920 S., Fr. 69.90



Mein Buch des Jahres ist erst unlängst im Karolinger-Verlag erschienen, eine editorische Grosstat, nämlich «Sämtliche Scholien zu einem unbegriffenen Text», des grossen katholischen Reaktionärs und Aphoristikers Nicolás Gómez Dávila. Durch-

nummeriert von 1 bis 10370, abgeglichen mit der mehrbändigen spanischen Originalausgabe. Als Scholien bezeichnete man erhellende Randnotizen in einem antiken Text. In Dávilas Fall sind es Aphorismen, und mit dem unbegriffenen Text ist die Kirche gemeint in ihrer reinsten Beschworung, die nur in der grandiosen Verachtung der Moderne möglich ist. Beispiel: «Der Moderne glaubt nur an die Verstandesschärfe derer, die etwas in Verruf bringen.» Oder: «Die Nächstenliebe wurde als beste Ausrede patentiert, um vom Glauben abzufallen.» Vor allem aber das: «Es ist nicht mehr der gesunde Menschenverstand, der manchmal den gemeinen Mann vor der Invasion dümmlicher Ideen schützt, sondern die durch das Explosionsgeknatter der Dummheiten hervorgerufene Schwerhörigkeit.»

Walter Turnherr
Leitender Bundeskanzler

Cumrun Vafa: Puzzles to Unravel the Universe. Eigenverlag. 333 S., € 14.60



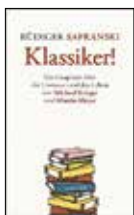
Cumrun Vafa ist ein (viel zu wenig bekannter) theoretischer Physiker, dem es gelingt (und es gelingt nicht vielen), wesentliche, packende und tiefgründige Erkenntnisse aus dem Gebiet der Mathematik



und Physik vorzustellen, ohne gleich in ein technisches Geschwurbel mathematischer Begriffe eintauchen zu müssen. Er beschränkt die Rechnerei auf das Nötigste und beginnt stattdessen mit aufschlussreichen und witzigen Rätseln, die er elegant löst, um dann eine Brücke zu bauen zu wichtigen Fragestellungen – von Symmetrien und Erhaltungssätzen über das Monty-Hall-Paradoxon zur Quantenmechanik, von dort zu den Schwarzen Löchern und der Geometrie der Raum-Zeit bis wieder zurück zu den Eichsymmetrien und Symmetriebrechungen. Alles sehr unterhaltsam und leichtfüßig und trotzdem exakt und lehrreich – genau so, wie man es sich eigentlich wünscht, dass auch an unseren Schulen gelehrt wird. Ein ideales Weihnachtsgeschenk.

Pia Reinacher
 Autorin, Literaturkritikerin und Literaturwissenschaftlerin

Rüdiger Safranski: Klassiker! Ein Gespräch über die Literatur und das Leben mit Michael Krüger und Martin Meyer. Carl Hanser. 160 S., Fr. 28.90



Was für ein stimulierendes Gespräch! Was für eine selbstironische Lockerheit! Drei gestandene Herren parlieren über die Literatur und das Leben: der Philosoph Rüdiger Safranski, der ehemalige Hanser-Verleger Michael Krüger und Martin Meyer, NZZ-Feuilletonchef a. D. Ihr Thema: Klassiker. Auf seinem Streifzug kommt das Trio zu inspirierenden Aussagen, und darin liegt der funkelnde Wert dieses leicht lesbaren Bändchens. Ausgehend von den kritisch besichtigten biografischen Prägungen (Kriegs- und Fluchterfahrungen), der Reminiszenz an die Zeitgeist-«Folklore» der 68er mit ihrer tyrannisch politisierten Literatur – Kunst als Waffe, sofern sie dem sozialpolitischen Kampf dient, sonst Kunst als einschläfernder Luxus, also überflüssig – und der eigenen Verführbarkeit für solche Thesen, mäandrieren die drei Gesprächspartner

in alle Richtungen. Ihre Einsichten sind erfrischend selbstbewusst. Ein bisschen Respekt vor den Klassikern schade nichts. Sie plädieren für eine Revitalisierung der Literatur – als Mittel der Lebensbewältigung. Wer einen Roman lese, lese auch «sich selbst». In den Geschichten liege eine ungeheuer bereichernde Kraft, und, so beschwört Safranski: Die Leute würden es schon noch spüren, was es heisse, dieses Angebot auszuschlagen, wenn sie älter werden und die Begegnung mit sich suchten, und da sei nur noch «die Begegnung mit dem Nichts».

Christoph Mörgeli
 Weltwoche-Redaktor

Peter Seewald: Benedikt XVI. Ein Leben. Droemer Knauer, 1184 S., Fr. 51.90



Ein begeisterter *Weltwoche*-Leser hat mir im Sommer Peter Seewalds Biografie über Papst Benedikt XVI. zugesandt und mir die Lektüre dieses Werks dringend ans Herz gelegt. Mit vollem Recht: Die gut tausend Seiten über das Leben des eme-

ritierten deutschen Papstes sind überaus erhellend und bieten auch für protestantische Leser das eindrucksvolle Bild eines der bedeutendsten Theologen in der Geschichte des Katholizismus. Seine Kritiker, all die Drewermanns, Küngs, Lehmanns und Meisners, wirken dagegen so unbedeutend wie Kirchenmäuse. Was mich besonders beeindruckt, ist



die lebenslange Auseinandersetzung von Joseph Ratzinger mit der Wahrheit. Seine Suche nach der Wahrheit, ja sein Kampf um die Wahrheit prägten das Denken und Wirken dieses Bayern. Denn er hatte den Nationalsozialismus und damit die schlimmstmögliche Pervertierung und Vernichtung jeder Wahrheit erlebt. Linkskatholiken, Befreiungstheologen und Feministinnen haben Ratzinger unablässig attackiert. Warum? Weil für den leisen Benedikt deren dröhnende Ideologien nicht mit der Wahrheit übereinstimmten.

Benjamin Bögli
 Weltwoche- Ressortleiter «Leben heute»

Andrew Gimson: Boris – The Making of the Prime Minister. Simon & Schuster. 432 S., € 8.76



Die immer wieder aktualisierte Biografie von Johnsons ehemaligem Journalisten-Kollegen Andrew Gimson gibt selbstredend allerhand Einblicke ins Leben des mit vielen Wassern gewaschenen originellen Kindes, Studenten, De-

batten-Königs, Reporters, Chefredaktors, Fernseh-Moderators, Politikers und Liebhabers. Johnsons Frauengeschichten werden ausgebreitet, und auch sein Lieblingsgericht (Würstchen, Kartoffelstock, Senf und dazu Rotwein) deckt Gimson gnadenlos auf. Die lustigste Anekdote im Buch allerdings ist folgende: Einmal porträtierte die *New York Times* den Briten, damals Chefredaktor des *Spectator*, und traf ihn zum Gespräch auf der Redaktion in London. Danach sollte ein Bild gemacht werden. Da Johnson wusste, dass man sein Gesicht nicht kannte, wies er Gimson an, sich für Boris Johnson auszugeben, um die Amerikaner zu veräppeln. Der Fotograf merkte tatsächlich nichts. Doch flog der Schwindel auf, weil die Verlegerin des *Spectator*, selber Amerikanerin, Wind davon bekam und dem Streich des Altphilologen Johnson im allerletzten Moment ein Ende setzte.

Zoë Jenny
Schriftstellerin

Martin Lödl: Fatales Design. Merzinger-Pleban. 683 S., Fr. 69.90



In einer Zeit, in der die Menschheit von einem unsichtbaren Virus beherrscht wird, scheint die Frage nach dem, was Leben ist und woher es kommt, umso dringlicher. Ein profunder Einblick zu diesem Thema gibt das Buch «Fatales Design» des

Evolutionforschers Martin Lödl. Im hyperventilierend medialen Getöse tut der nüchtern wissenschaftliche Blick gut, der mit so allerlei verzerrt-romantisierenden Bildern, die wir von der Natur hegen, aufräumt. Die genaue Betrachtung einer blühenden Frühlingswiese genügt: Was wir als idyllisch empfinden, ist auf der Mikroebene ein erbarmungsloser Kampf ums Überleben. Da wird vergiftet, verschlungen, abgestochen, durchbohrt, in jedem Augenblick werden tausend Tode gestorben. Der vielfach fehlinterpretierte Ausdruck von Darwin, «survival of the fittest», meint das Überleben des Gerade-gut-genug-Angepassten. Die gesamte Evolution ist ein Sieg des Mittelmasses. Faszinierend ist die Darlegung, dass es irgendwann möglich sein wird, das Gehirn zu simulieren und in einem weiteren Schritt gar das Bewusstsein. Für den Wissenschaftler Lödl eine Frage der Zeit.

Petra Gössi
Nationalrätin und Präsidentin der FDP

Romana Ganzoni: Tod in Genua. Rotpunkt. 184 S., Fr. 27.90



Der Roman hat mich sofort in seinen Bann gezogen, und ich habe alles um mich herum vergessen. Beim Lesen erhält man Einblick in ungeahnte menschliche Abgründe und erkennt schmerzlich konstant das ungeschminkte Leben. Das Drama

spielt innerhalb eines Tages, des 5. Septembers 2018. Nina und Paul, seit siebzehn Jahren ein Paar, sind für die Beerdigung von zia Mathilde nach Genua gereist. Die Autorin verbindet den Tod der fortwährend rauchenden Dame poetisch kraftvoll mit dem Zerfall Genuas. Dies und noch viel mehr wird in den Gesprächen zwischen Nina und Paul sowie der Trauergesellschaft erlebbar. Der plötzlich erkennbare, unüberwindbar tiefe Graben zwischen Nina und Paul verbindet sich unweigerlich mit dem Bild der eingestürzten Morandi-Brücke. Am meisten erzählt die Autorin aber zwischen den Zeilen. Mit dem Roman «Tod in Genua» lässt Ganzoni Gewissheiten einstürzen. Wie das zu Ende gehende Jahr 2020.

Beatrice Schlag
Autorin und Journalistin

Kent Haruf: Unsere Seelen bei Nacht. Diogenes. 224 S., Fr. 18.90



«Ich wüsste gerne, ob Sie sich vorstellen können, manchmal in mein Haus zu kommen, um mit mir zu schlafen», fragt die siebzjährige Witwe Addie Moore den pensionierten Lehrer Louis Waters gleich zu Beginn von «Unsere Seelen bei

Nacht». Waters ist ebenfalls verwitwet und wohnt seit Jahrzehnten in der Nachbarschaft. Man kennt sich trotzdem nur vom Sehen. Sie sagt gleich dazu, es gehe nicht um Sex, sondern darum, sich nicht mehr einsam und schlaflos durch die Nächte im halbleeren Bett kämpfen zu müssen. Man könne sich doch im Dunkeln etwas voneinander erzählen. Haruf beschreibt die Zuneigung, die sich daraus entwickelt, und den Argwohn, den sie in der Kleinstadt auslöst, knapp und ohne Psychologie, aber mit unendlicher Behutsamkeit. Ein grossartig leises und ermutigendes Buch für ein Jahr, in dem jede Diskussion in Geschrei endete.

Marco Chiesa
Ständerat und Parteipräsident der SVP

Robin Sharma: Der Mönch, der seinen Ferrari verkaufte. Knauer. 224 S., Fr. 15.90



In diesem Jahr las ich Robin Sharmas «Der Mönch, der seinen Ferrari verkaufte». Es ist die Geschichte eines Staranwalts, mächtig, bewundert, aber auch getrieben von Stress, dem Bedürfnis nach neuen Erfahrungen und einem schleichenden Gefühl der Unzufriedenheit. Als ein Herzinfarkt ihn zwingt, kürzerzutreten, nimmt sein Leben eine Wendung. Er lässt alle Symbole seines vergänglichen Erfolgs hinter

sich und macht sich auf die Suche nach etwas Neuem, Spirituellerem. Dieses Buch gibt nützliche Einsichten, wenn man einen stürmischen Alltag meistern will. Man muss kein Mystiker sein oder an bestimmte Philosophien glauben, um auf diesen Seiten interessante Hinweise zu finden, wie Sie Ihre Ressourcen und Ihren Verstand besser verwalten können. Schliesslich ist all dies Teil einer persönlichen Entwicklung, die ich allen wünsche.

Esther Girsberger
Publizistin und Unternehmerin

Matthias Brandt: Blackbird. Kiepenheuer & Witsch. 288 S., Fr. 33.90



In diesem durch Corona geprägten Jahr haben sich Eltern von Teenagern zwangsläufig (noch) intensiver mit ihren Söhnen und Töchtern befasst. Da war der Roman «Blackbird» von Matthias Brandt eine wunderbare Ergänzung. Ich las

das Buch, weil ich mich fragte, ob der Münchner Polizeikommissar aus der Krimiserie «Polizeiruf 110», die jeweils am Sonntagabend ausgestrahlt wird, wenn nicht der «Tatort» dran ist, auch schreiben kann. Er kann – und wie! Das Buch «spielt» in den siebziger Jahren. Brandt war damals selbst ein Teenager, und so erinnert er sich und schreibt er. Die Hauptperson, der bald seinen sechzehnten Geburtstag feiernde Morten, erfährt, dass sein bester – und eigentlich einziger – Freund Manfred an Krebs erkrankt ist. Kurz darauf verliebt sich Morten, genannt Motte, zum ersten Mal. Brandt beherrscht die Teenager-Sprache, schreibt weder gekünstelt noch anbiedernd noch theatralisch. Meine Söhne, die nach anfänglichem Zögern ebenfalls zum Buch griffen, bestätigten mir dies ohne Wenn und Aber. Und lasen es zu Ende, obwohl – oder vielleicht gerade weil – die Liebesbotschaft per Brief übermittelt wird und nicht etwa über eine Sprachnachricht. Handys gab es damals noch nicht.



Roman Zeller
Weltwoche-Redaktor

Thomas Hürlimann: Der Sprung in den Papierkorb. Ammann. 144 S., Fr. 27.90



Gerade Jahre sind Fussballjahre: Meine Kindheit und Jugend lässt sich grob in Welt- und Europameisterschaften unterteilen. Die Eckpunkte meines Lebens orientieren sich an den Grossereignissen, die alle zwei Jahre stattfanden oder eben da-

zwischenlagen. 2020 brachte das Ganze aus dem Gleichgewicht, weil die EM um ein Jahr verschoben wurde. Die Balance aber fand ich mit Thomas Hürlimanns drittem Essayband, den mir ein Bekannter zusapste. Unter dem Titel «Traumkugel und Kugeltraum» flankt Fussballfan Hürlimann auf wenigen Seiten lange, weite Bogenlampen, vom «Ballphilosophen» Platon bis zu Ottmar Hitzfeld, dribbelt wenige Zeilen später durch Alltagsszenen und lockt mit herausragendem Kurzpassspiel. Deswegen ist das Buch «Der Sprung in den Papierkorb» mein literarisches Grossereignis des Jahres.

Marie-Claire Graf
Uno-Klimabotschafterin

Christiana Figueres, Tom Rivett-Carnac: The Future We Choose – Surviving the Climate Crisis. Random House. 240 S., Fr. 19.90



Die Klimakrise ist die dringendste und folgenreichste Herausforderung, mit der die Menschheit je konfrontiert wurde. Wie wir diese Krise angehen, bestimmt, in welcher Art von Welt wir leben werden und was wir meiner jungen Generation sowie unseren Kindern hinterlassen. Mit «The Future We Choose» haben die beiden Autoren – sie leiteten die Verhandlungen für die Vereinten Nationen während des historischen

Pariser Klimaabkommens von 2015 – ein warnendes, aber optimistisches Buch über das sich verändernde Weltklima und das Schicksal der Menschheit geschrieben. Sie skizzieren zwei mögliche Szenarien: Einerseits wie das Leben auf der Erde im Jahr 2050 aussehen wird, wenn wir die Pariser Klimaziele nicht erreichen, andererseits wie das Leben in einer klimaneutralen, regenerativen Welt aussehen würde. Wie viele Klimastreikende plädieren sie dafür, sich der Klimakrise mit Entschlossenheit und Optimismus zu stellen. Das Buch zeigt Optionen auf und was Regierungen, Unternehmen und wir alle tun können und müssen, um die Katastrophe abzuwenden.

Roger Köppel
Weltwoche-Chefredaktor

Thilo Sarrazin: Der Staat an seinen Grenzen. Über Wirkung von Einwanderung in Geschichte und Gegenwart. Langen Müller. 480 S., Fr. 38.90



Nichts ist beunruhigender als die Wirklichkeit, die man nicht sehen will. Thilo Sarrazin ist der grosse Realist unter den deutschen Bestsellerautoren. Sein Widerstand gilt dem ältesten aller menschlichen Laster, dem Wunschdenken. Sein neues Buch handelt von Migration. Es ist hervorragend. Er ergründet das Thema historisch, soziologisch, ökonomisch. Er beginnt dort, wo alles angefangen hat, als der erste Urmensch aus seiner Höhle kroch, um den Planeten zu erobern. Weil er nicht moralisiert, wie es heute Mode ist, werfen ihm seine Kritiker Zynismus vor. Das ist Unsinn. Sarrazin liefert eine Ethik der Migration: Er fragt, wie man Zuwanderung lebens-, wirklichkeitsgerecht gestalten kann. Seine Schlussfolgerungen sind glasklar wie eiskaltes Wasser: Grenzen sind wichtig, weil sie begrenzen – die Macht des Staates, die Verantwortung der Politiker und die Zahl der Zuwanderer. Migration ist das grosse Thema der Gegenwart. Sarrazin hat dazu ein Standardwerk der Ehrlichkeit geschrieben.



Die Bibel Kein Platz

Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Futterkrippe, denn in der Herberge war kein Platz für sie (Lukas 2, 7). – Dass in der Herberge kein Platz war, hing mit der Steuereinschätzung zusammen. «Alle machen sich auf den Weg» zu den Amtsstellen, und wegen der weiten Wege ging das nur mit Übernachtung. Durch den Kaiser Augustus war das römische Weltreich, dessen Lebensdauer nach China die zweitlängste war, äusserlich vollendet worden. Augustus war klug genug, auf Titel zu verzichten und sich als «erster Bürger» auszugeben. Erst 2 v. Chr. erhielt er den Titel «Vater des Vaterlandes».

Die einfachen Bürger schätzen es, wenn der Herrscher Frieden, Unterhaltung und Brot garantiert – und womöglich auch Gesundheit. Es fällt ihnen nicht gleich auf, wenn der «erste Bürger» sich in einen Despoten verwandelt. In dieser politischen Gärungsphase war für Jesus «kein Platz». Er war im Kommen, um die weltlichen und religiösen Fürsten als blosse Menschen zu entlarven und den wahren Wohltäter – den gnädigen Gott – zu verkünden. Die Geburt im Stall war ein unauffälliges Vorspiel dafür, dass Jesus als Aussenseiter reden und handeln musste. Selbst als er Zustimmung gewann – etwa beim Einzug in Jerusalem vor der Kreuzigung –, trat er als Sonderling auf.

Nicht jeder Aussenseiter hat etwas zu sagen. Aber wer etwas zu sagen hat, ist ein Aussenseiter. Das ist unbequem, denn der Botschafter der neuen Erkenntnis muss leiden, und die andern müssen seine Botschaft ertragen. Manche Leute zelebrieren ihr Aussenseitertum in Talkshows. Das ist verdächtig. Auch die Weihnachtszelebrationen können die Botschaft Jesu verdecken. Wer die Weihnachtsgeschichte aufmerksam hört und darüber nachdenkt, wird jedoch die falschen Heilsbringer durchschauen und den Durchblick auf Gott gewinnen.

Peter Ruch



Zeitgeist statt Glamour

Jahrzehntlang stand *Vanity Fair* für feinsten Gesellschaftsklatsch, politische Polemiken und glamouröse Celebrity-Fotos. Die neue Chefin des Magazins hat kühnere Ideen.

Beatrice Schlag

Als der amerikanische Verlag Condé Nast im November 2017 bekanntgab, dass Radhika Jones für einen der begehrtesten Jobs der Print-Branche auserkoren worden war, die Chefredaktion der amerikanischen Ausgabe von *Vanity Fair*, fragten Amerikas Medien: «Radhika wer?» 25 Jahre lang war das Magazin von einem Mann geführt worden, der mit dem Magazin selber eine Legende geworden war: Graydon Carter, der Chef mit den kühn geföhnten Seitenlocken, die auf dem Bild neben seinen Kommentaren im Blatt zu sehen waren. Carters politische Ansichten waren unverblümt demokratisch, die seiner prominenten Autoren nicht unbedingt. Das kümmerte ihn nicht. Hauptsache, sie waren brilliant. Und das waren sie fast alle, ob sie von Bestsellerautor Michael Lewis, vom grossen alten Gerichtsreporter Dominick Dunne oder von Christopher Hitchens stammten, dem klügsten journalistischen Hitzkopf seiner Generation.

Reportagen über die High Society, vor allem über den britischen Adel, für den Carter, der Kanadier ohne Schulabschluss, immer eine Schwäche hatte, waren der zweite Schwerpunkt des Hefts. Der optisch mit Abstand spektakulärste Teil aber waren die Fotos zu den Celebrity-Geschichten: Old-Hollywood-Glamour pur. Schauspielerinnen, gekleidet in erlesenste Haute Couture vergangener Zeiten. Nicole Kidman, Cate Blanchett oder Reese Witherspoon sahen in ihren Filmen zwar meist deutlich gezeichneter und porentiefer aus. Aber der von *Vanity Fair* durch seine Titelbilder heraufbeschworene Glanz der *fifties* war dank grosszügigem Photoshopping ein immer wieder hinreissender Tribut an eine Ära, in der die Studios ihren Stars bei jedem Auftritt den perfekten Schein abverlangten.

Verschwenderischer Vorgänger

Hinzu kam, dass Carter seit 1994 die inzwischen legendäre Oscar-Party im Anschluss an die Verleihung der Academy Awards organisierte, die zum begehrtesten Partyticket der Stars wurde. Ausser den Fotografen von *Vanity Fair* waren keine Medienleute zugelassen, dafür

Celebritys und zuhauf schöne, oft unbekannte Models. Anders als bei den meisten Hollywood-Partys gab es keine abgesperrte VIP-Lounge für eben geehrte Oscar-Stars oder besonders erfolgreiche Anwesende wie Beyoncé oder Madonna. Sie trafen alle dicht aufeinander. Dass Stars genauso hingerissen sind wie normale Menschen, wenn sie anderen Stars plötzlich gegenüberstehen, war das Erfolgsrezept. Wem er Einlass gewährte, entschied allein Graydon Carter. Tickets gab es weder auf dem Schwarzmarkt noch durch Beziehungen. Selbst er habe vergeblich versucht, seinen Kindern Einlass zu verschaffen, jammerte Harvey Weinstein schon zu Zeiten, als er noch mächtigster Filmproduzent Hollywoods und unangefochten von Anklagen sexuellen Missbrauchs war.

Ihr Konzept: Menschen aller Hautfarben ins Heft, keine nostalgischen Glamour-Posen.

Der Grund, warum *Vanity Fairs* Chef 2017 scheinbar unerwartet in Pension ging, war in der Branche kein Geheimnis: Graydon Carter konnte die vom Verlag geforderten Budgetkürzungen und Entlassungen nicht länger abwehren. Der Mann mit dem Jahreseinkommen von zwei Millionen Dollar war nicht länger finanzierbar. *Vanity Fairs* Celebrity-Shots, aufgenommen von den höchstbezahlten Starfotografen der Welt wie Annie Leibovitz oder Mario Testino, sprengten inzwischen das Budget des Magazins, dessen Auflage wie die fast aller Printmedienprodukte im steilen Sinkflug

war. Carters Weigerung, die Internetausgabe von *Vanity Fair* gebührenpflichtig zu machen, war nicht hilfreich. Für das verschwenderische Konzept des Mannes, der jahrzehntlang für das weltweit bekannteste Magazin mit breitem Themenspektrum verantwortlich gezeichnet hatte, war bei Condé Nast kein Geld mehr da.

Chefin auf Empfehlung

Radhika Jones, vor ihrer Ernennung bei *Vanity Fair* Chefin des Literaturreports bei der *New York Times*, wurde auf dringende Empfehlung von David Remnick zu Carters Nachfolgerin. David Remnick, Chefredaktor des *New Yorker*, des intellektuellen Paradedepferds des Condé-Nast-Verlags, hatte vorgemacht, wie man ein kluges Heft auch mit Abo-Gebühren im Internet erfolgreich halten kann. Dass Literaturexpertin Radhika Jones durchaus auch von Celebritys etwas versteht, hatte sie in den Jahren bewiesen, als sie in ihrem früheren Job beim amerikanischen Magazin *Time* zuständig war für die hundert international bedeutendsten Persönlichkeiten des Jahres. 2005 hatte sie Angela Merkel an die Spitze gesetzt, erst die zweite Frau, der diese Ehre zuteilwurde. Die erste war die philippinische Präsidentin Corazon Aquino gewesen, im fernen 1986.

Die 47-jährige Harvard- und Columbus-Absolventin, Tochter eines Amerikaners und einer Inderin, erhielt bei Condé Nast von Anna Wintour viel Vorschusslob. Wintour, spätestens seit dem Film «The Devil Wears Prada» legendäre *Vogue*-Chefin und inzwischen auch *artistic director* sämtlicher Condé-Nast-Publikationen, hiess die 25 Jahre jüngere Kollegin überraschend herzlich willkommen: «Wir sind sehr stolz, in Radhika eine furchtlose und brillante Chefredaktorin gefunden zu haben, deren Intelligenz und Neugier die Zukunft von *Vanity Fair* in den nächsten Jahren definieren werden», schrieb Wintour zur Begrüssung der neuen Kollegin.

Die Startbedingungen der Neuen waren hart: Entlassungsforderungen, ein um 30 Prozent gekürztes Redaktionsbudget, Einführung von Bezahl-Abos für die Online-Ausgabe. Für sie





Furchtlos und brillant: Chefredaktorin Jones.

persönlich bedeutete der Sparkurs ein drastisch verringertes Einkommen (angeblich verdient sie ein Viertel von Carters zwei Millionen) – keine Rede mehr von Privatjets. Radhika Jones sagte wenig über ihre Ideen, wie sie einem abgespeckten Glamour-Magazin mit sinkenden Leserzahlen wieder zum Erfolg verhelfen wollte. Ihr aufschlussreichster öffentlicher Satz war: «Wir sind nicht gezwungen, die kulturellen Hierarchien fortzusetzen, die wir erben.» Ein anderer war: «Meine Verantwortung ist, das Magazin in der Gegenwart zu verankern, und ich möchte vorwiegend Leute aufs Cover setzen, die da noch nie waren.»

Das erste *Vanity Fair*-Cover unter Radhika Jones zeigte ein Porträt von Jennifer Lawrence mit halb abgewandtem Kopf, das einen die Schauspielerinnen erst auf den zweiten Blick erkennen liess. Auf der nächsten Titelseite war die sensationell erfolgreiche schwarze Emmy-Gewinnerin Lena Waithe, Schauspielerin und Drehbuchautorin, die ausserhalb der USA nur wenigen ein Begriff ist. Sie trug ein weisses T-Shirt, war ungeschminkt und sah entspannt, aber nicht lächelnd in die Kamera. Glamour? Keine Spur. «Waithe war stellvertretend für vieles, was an der gegenwärtigen Kultur vielversprechend ist», sagte Jones. «Sie repräsentiert,

was eine Menge Menschen anstreben. Aber das Erstrebenswerte ist nichts Statisches, es ändert sich ständig. So sollte *Vanity Fair* sein.»

Auf den nächsten Covers waren der schwarze Schauspieler Idris Elba, der schwarze Rapper und Musikproduzent Kendrick Lamar, den viele für den derzeit besten der USA halten, dann die scheue weisse Filmschauspielerin Michelle Williams, die sich privat so bedeckt wie möglich hält. Idris Elba trug auf dem Titelbild T-Shirt und Lederjacke, Lamar einen Hoodie und Williams einen ziemlich unscheinbaren Pullover. Keiner der drei lächelte in die Kamera. Sie wirkten nicht unnahbar

Dass Literaturexpertin Jones durchaus auch von Celebritys etwas versteht, hatte sie bewiesen.

wie Carters Cover-Ladys, eher wie du und ich auf Urlaubsfotos. «Öd, öd, öd», kommentierte ein amerikanischer Medienkritiker. Der Glanz war weg. Die Printauflage fiel im Jahr, in dem Radhika Jones Chefredaktorin wurde, um weitere 37 Prozent.

Ihr Konzept war klar: Menschen aller Hautfarben ins Heft, keine nostalgischen Glamour-Posen, weiterhin gut recherchierte Texte meist demokratischer Schreiber über das, was im Land los war. «Black Lives Matter», Qanon, Jared Kushners dilettantische und kläglich gescheiterte Bekämpfungsstrategie von Covid-19. Anonym bleibende weisse Mitarbeiter des Magazins beschwerten sich, ihresgleichen kämen im Heft gar nicht mehr vor. Richtig ist, dass Radhika Jones auf ein junges und diverses Publikum abzielt, dem Aktuelles und Anstrengenderes zugemutet werden kann als Adelsklatsch und weisse Hochglanz-Celebritys. Unter Journalisten war die Frage, wie lange sich Radhika Jones noch halten könne, ein Dauerthema.

Anna Wintour am Pranger

2020 nahmen Print- und vor allem Internet-Abos von *Vanity Fair* wieder zu, das Alter von Leserinnen und Lesern sank. Vermutlich auch deshalb, weil sich die Chefredaktorin in Sachen Glamour zusehends entspannt hatte. Ihr November-Titelmodell, die Israeli Gal Gadot, als Wonder Woman berühmt geworden, sieht auf dem Titel sexy und im Heft sehr vergnügt aus. Auf dem Dezember-Cover prangt, feuerrot eingefärbt, der weisse Comedian Stephen Colbert.

Absurderweise ist es inzwischen Anna Wintour, seit 32 Jahren *Vogue*-Chefin, die am Pranger steht. Der Grund: Sie habe in ihrem Blatt nicht genug farbige Mitarbeiter und Models verpflichtet – ausgerechnet die Frau, die sich in der vornehmlich weissen Chefetage von Condé Nast für Radhika Jones' Konzept der Diversität immer wieder starkgemacht hatte.



Wie ein Taucher, der sich mittels Alkohol tief in sein Inneres sinken lässt: Gary Oldman als Mank.

Film

Auch liegend bewies er Haltung

Wolfram Knorr

Mank (USA, 2020)

Regie: David Fincher. Buch: Jack Fincher.
Mit Gary Oldman, Amanda Seyfried. Netflix.

«Hier sind Millionen zu machen, und deine einzige Konkurrenz sind Idioten», telegraphierte 1926 begeistert aus Hollywood der Journalist und Theaterkritiker Herman J. Mankiewicz seinem Kollegen und Freund Ben Hecht. Beide waren Korrespondenten in Deutschland gewesen, glänzende Schreiber, und folgten wie viele ihrer Zunft dem Lockruf des Goldes in die Smaragdstadt. Der «Zauberer von Oz» hatte in *movieland* die Tür zu einer neuen Dimension aufgestossen, dem Tonfilm, und der brauchte dringend Talente aus allen literarischen Bereichen: Romanciers, Bühnenautoren, Journalisten. Viele hatten Glück, wie Ben Hecht, Charles MacArthur (mit dem er die unverwüstliche Komödie «The Front Page», 1931, schrieb), Charles Lederer, Budd Schulberg, Charles Brackett; auch Mankiewicz empfahl sich gleich mit geistreichen Dialogen für «Thunderbolt» (1929), Josef von Sternbergs ersten Tonfilm.

Sein Witz und seine Fähigkeit zu ätzender Konversation wurden berühmt. Der Tonfilm versetzte durch die Dialogkünstler die laufenden Bilder in ein neues, entfesseltes Tempo.

«Hollywood zerstörte sie»

Hollywood war aber auch ein gefährliches Pflaster, auf dem man schnell ins Stolpern geriet. So mochten die Studiobosse schon gar keine «Intellektuellen», die ihnen weiszumachen versuchten, wie Filme zu sein hätten. Deshalb entlohnten sie die Schreiber mies; Hecht und Co. sowie «Mank», wie Mankiewicz genannt wurde, waren die Ausnahme, bezogen über hundert Dollar die Woche (damals eine enorme

«Einen guten Film zu schreiben, bringt einem Schriftsteller ungefähr so viel Lob ein wie Fahrradfahren.»

Summe). Mit dem Geld, reichlich Alkohol und eloquentem Zynismus ertrug Mank die Dämlichkeiten und Feigheiten der Produzenten. Denn die wurden mit dem zunehmenden Erfolg des Kinos immer hasenfüssiger, auch politisch – auf Kosten künstlerischer Wagnisse. Mank bekam die Veränderung zu spüren, sein strahlender Stern begann zu verblassen, MGM-Boss Louis B. Mayer fing an ihn zu ignorieren. Bald war er nur noch eine jener «Wanzen», die sich im MGM-Paramount-Warner-Fox-Garten-Eden

festgesetzt hatten: «Hollywood zerstörte sie», schrieb die prominente Filmpublizistin Pauline Kael in ihrem Essay «Raising Kane» (1971), «doch sie wirkten Wunder für den Film». Mank und Hecht mögen zu den Stars, den Grossverdienern gehört haben, die Produzenten leisteten jedoch ganze Arbeit dabei, ihren Anteil an den Filmen so gering wie möglich zu halten. «Einen guten Film zu schreiben», so Ben Hecht, «bringt einem Schriftsteller ungefähr so viel Lob ein wie Fahrradfahren.» Sind die Namen der Stars auf dem Vorspann durchgelaufen, liest das Publikum nicht weiter – bis heute.

Hofnarr auf Partys

Einem «Lohnschreiber» einen Abendfüller zu widmen, ist gewagt. Verbringt der die meiste Zeit des Films auch noch im Bett und den Rest betrunken, in halbwegs aufrechtem Gang, ist das fast ein Himmelfahrtskommando. Der amerikanische Filmregisseur David Fincher, für eigenwillige Stoffe bekannt («Fight Club», 1999, «House of Cards», 2013, «Mindhunter», 2017–2019), hat es gewagt und mit «Mank» einen Konflikt aufgegriffen, der legendäre Züge trägt – die Entstehung eines Films, dessen Ruhm und Einfluss, Einmaligkeit und Mythos sich höchstens mit «Ulysses» von James Joyce vergleichen liessen: «Citizen Kane» (1942) von Orson Welles. Der Kurzschluss von Kane zu Welles (oder umgekehrt) sagt alles. Offensichtlich hat er – wie Joyce seinen «Ulysses» – «Citi-

zen Kane» im Alleingang gewuchtet. Ein Atlas mit dem Globus auf den Schultern. Muss wohl so sein, denn landauf, landab heisst es, «Citizen Kane» sei die Summe der Filmgeschichte – von Welles geschaffen. Und der Schöpfer dieses Wunderwerks war gerade mal 25 Jahre alt! Das passt in die gute alte Vorstellung vom «bürgerlichen Genie», dieser romantischen Kreation aus der Sturm-und-Drang-Ära. Was damals schon eine Verklärung war, ist es bei Welles erst recht, denn kein Medium wird so vom Kollektiv getragen wie der Film.

Genau deshalb brauchte Welles einen Autor – und beauftragte Mank, der sich durch Alkohol, Spielschulden und freche Sprüche ins Abseits manövriert hatte, mit einem Skript über eine zunächst vage mächtige Person von öffentlichem Interesse. Ein Autounfall hatte Mank ans Bett gefesselt, die Aufträge waren zum Rinnsal verkommen, Welles kam da gerade recht. Also zog er sich mit Assistentin und Krankenschwester auf eine abgelegene Ranch in der Mojave-Wüste zurück, um zu trinken und zu schreiben (in dieser Reihenfolge). Welles, das Wunderkind, hatte von RKO Pictures Carte blanche; das Studio, in finanzieller Schieflage, versprach sich einen Befreiungsschlag durch das jugendliche Genie.

Welles schwebte erst Joseph Conrads «Herz der Finsternis» vor, dann das Leben von Howard Hughes, bis Mankiewicz ihn auf den Medienmogul William Randolph Hearst aufmerksam machte. Zeitweise war er auf dessen Partys sein «Hofnarr», der mit zynischen Scherzen für Heiterkeit sorgte; auch dessen Geliebte, Marion Davies, war gerne in Gesellschaft von Mank. Und er war auch Zeuge des politischen Einflusses, den Hearst auf Produzenten wie Louis B. Mayer, David O. Selznick und Irving Thalberg ausübte. Dieses Wissen liess Mank in sein Skript einfließen (sicher auch aus Rache).

Als publik wurde, was da vor sich ging, wurde massiv Druck gemacht. Louis B. Mayer versuchte, RKO zu kaufen. Später sollten die fertigen Kopien verbrannt werden, und Hermans jüngerer Bruder, der Regisseur Joseph L. Mankiewicz («Cleopatra», 1963), warnte ihn mehrfach vor den Folgen einer weiteren Arbeit am Projekt, denn unter dem «Moby Dick» Orson Welles werde er untergehen wie ein Harpunierter. Tatsächlich erhielt am Ende Mank einen Oscar für das beste Drehbuch – aber er musste ihn mit Orson Welles teilen.

Dieses Drama also griff David Fincher mit «Mank» auf, weil sein Vater, Howard «Jack» Fincher, Journalist und Schriftsteller, die Hintergründe von «Citizen Kane» recherchiert und in einem Drehbuch verarbeitet hatte. Financiers fand er nie, und nach dessen Tod 2003 wurde es für Filius David zur Herzenssache, das Skript des Vaters zu realisieren. Aber auch er hatte Mühe: Ein Drehbuchautor? Einer von den «Unsichtbaren», die in fensterlosen Kabuffs

an ihren Schreibmaschinen hockten und sich in den Suff delirierten? Mag Mankiewicz auch zu den «Stars» gezählt haben, blieb er doch nur den Insidern ein Begriff. Ein Biopic bot sich damit sowieso nicht an, und die Reduktion auf die Entstehung von «Citizen Kane» klang auch nicht allzu berauschend. Bei Netflix stiess Fincher auf Interesse und konnte ohne Einschränkungen arbeiten.

Zwischen Spott und Masochismus

Hollywoodfilme über das eigene Gewerbe, die Gemeinheiten in der Schlangengrube – von William Wellmans «A Star Is Born» (1937) über John Schlesingers «The Day of the Locust» (1975) bis zu Elia Kazans «The Last Tycoon» (1976) oder Robert Altmans «The Player» (1992) – lavieren zwischen Spott und Masochismus. Mit Billy Wilders «Sunset Boulevard» (1950) verbindet «Mank» neben der düsteren Ästhetik die Herzensrohheit der protzigen Traumpalastfürsten. Ist «Sunset Boulevard» der Abgesang auf den Stummfilm, der die soundlosen Diven und Heroen in die Wüste schickte, so knüpft «Mank» nahtlos an die Ära an, die Menschen mit Stimmen brauchte.

In «Mank», das ist vielleicht der schönste Gag, ist der begehrte Schreiber schon wieder pflegebedürftig, bewahrt aber noch liegende Haltung. In Rückblenden, während Mank

Ein Drehbuchautor? Einer von den «Unsichtbaren», die an ihren Schreibmaschinen hockten?

im Bett trinkt und schreibt, kommen ihm die Amoralitäten und Banalitäten hoch, die *tinseltown* prägen, die Kleinkariertheiten, der politische Opportunismus. In dieses Klima platzte Welles wie ein Falstaff; er scheute sich nie, die Szene zu bespötteln und in «Citizen Kane» die dramatischen Effekte des grossen und pathetischen Kinos voll zu nutzen. Das Pathos des Melodrams beherrscht «Citizen Kane» wie das Helldunkel und die Perspektive des Unheimlichen. Fincher stellt das gelegentlich nach, so im erdrückenden Palast von Hearst.

Gary Oldman als Mank wirkt wie ein Taucher, der sich mittels Alkohol tief in sein Inneres sinken lässt, um nach den Riffen zu suchen, die sein Leben verletzten. Amanda Seyfried als Marion Davies strahlt wie eine Betty Boop, mit einer Stimme, die geschmeidig wie Ahornsirup, aber keineswegs nur süss ist. Welles tritt in «Mank» nur sehr flüchtig auf. In einem Interview, das Peter Bogdanovich mit Orson Welles führte, zitiert er John Houseman, der – von Welles beauftragt, Mank zu kontrollieren – sagte, das Skript – einschliesslich Idee und Aufbau – stamme im Wesentlichen von Mankiewicz. Welles' Reaktion war Verwunderung.

Mank starb 56-jährig an Leberzirrhose.

Beethoven-Jahr Jubiläumsloch Manuel Brug

Es hat etwas Hochsymbolisches, Happeninghaftes. Kein Jubiläumshirn hätte sich das auszudenken gewagt: Ausgerechnet im Beethoven-Jahr 2020 mutiert die nicht selten von Ideologen wie Liebhabern missbrauchte Neunte zur tödlichen Virenbombe. Verboten für Monate! Stattdessen die grosse Stille. Das Beethoven-Loch. Keiner hatte das im Kalender. Corona hat es verschuldet.

Und als sie erstmals weltweit wieder erklang, Mitte August bei den glückhaft der pandemischen wie politischen Kulturverhinderung trotzendem Salzburger Festspielen unter Riccardo Muti mit 85 Wiener Philharmonikern, einem erlesenen Solistenquartett, aber eben auch mit den 79 Kehlen des sich hinter Plexiglaswänden erhebenden Wiener Staatsopernchors – da wurde diese Musik mit erratisch sprechender Gestik gleichsam neu erschaffen. Wirklich erhebend und ergreifend. Wirklich revolutionär. Machtvoll, mitreissend. Freude, Hysterie, Schrecken, alles mitnehmend. Wieder tönen. Endlich. Dann nur noch – Ergriffenheit.

So kann es gehen. Besser, nachdrücklicher, aber eben auch einfacher hätte man zu dessen am 17. Dezember anstehenden 250. Taufstag Ludwig van Beethovens nicht gedenken können. Gerade ihm, der eine Erinnerung kaum nötig hat. Durch Verzicht, durch den Mut zur Lücke, die Stille, aus der jede Musik bekanntlich erst entsteht. Wenn auch diesmal unfreiwillig pandemiebedingt. Und noch etwas hätte Beethoven, der selbst durchaus ambivalent zeitbedingt zwischen der Anpassung als Fürstendiener und dem selbstbestimmten, freien Aufbruch in neue Klangwelten stand, als unfreiwillige Jubiläumsbegleitereerscheinung gefallen: Die ausgebremsste, teilweise auch finanziell alleingelassene Kultur musste in Corona-Zeiten plötzlich und für manchen unerwartet bitter wieder über ihre Relevanz nachdenken. Steht sie auf einer Stufe mit Spielhallen, Nagelstudios und Bordellen? Oder war solches nur übereiltes Verwaltungsungeschick?

Es wird weitergehen. Ohne Party XXL, aber mit Beethoven. Also bitte keine Wut über den verlorenen Jubiläumsgroschen. Und wer weiss, vielleicht erspart uns Covid sogar die angedrohte Vollendung einer Zehnten durch ein Computerhirn?



Ging Mitte September viral: «Among Us»

Games

Was spielen wir in Corona-Zeiten?

Marc Bodmer

Among Us: Innersloth. iOS, Android, Windows

Die Männchen, die über den Handy-Bildschirm schlurfen, schauen putzig-plump aus. Richtig knuddelig. Doch einer dieser bunten Astronauten ist ein Hochstapler oder, besser gesagt, ein Mörder. Vorausgesetzt, man ist nicht selber der Meuchler, gilt es möglichst schnell diesen ausfindig zu machen und über die Luftschleuse ins All zu befördern.

Das Spielprinzip von «Among Us», so heisst das derzeit beliebteste Videospiele der Welt, ist nicht neu und das Game auch nicht. Es kam bereits 2018 auf den Markt und kümmerte niemanden. Doch dann kam Corona, und zwar die zweite Welle. Die meisten von uns ahnten, was für Folgen das Wiederaufbäumen des Covid-19-Erregers haben könnte, und sahen sich in den exponentiell wachsenden Fallzahlen und staatlichen Massnahmen zur Eindämmung der Pandemie bestätigt.

Strategien zum Zeitvertreib, um der auferlegten Isolation und den Distanzmassnahmen zu begegnen, gibt es verschiedene, die aber meist mit einem Mangel behaftet sind: Es findet keine Kommunikation statt. Hier hat ein Medium die Nase klar vorne: Computerspiele. Während des ersten Shutdowns schnellte das Gaming in Deutschland an Werktagen um 75 Prozent in die Höhe. Die sozialen Medien wurden laut der Längsschnittstudie der

Krankenkasse DAK-Gesundheit und des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf um 66 Prozent mehr genutzt. Vergleichbare Zahlen aus der Schweiz liegen keine vor, aber die Isolation hat moderatere Früchte getragen.

Dieser Befund erklärt noch nicht, warum nun auf der zweiten Corona-Welle ausgerechnet der Indie-Titel «Among Us» an die globale Spitze der Mobile-Gaming-Charts surft – auch in der Schweiz. Das eingangs beschriebene Game wurde vor zwei Jahren von einem Dreierteam namens Innersloth (zu Deutsch: inneres Faultier) entwickelt und ging unter. Laut *New York Times* grub Streamer Chance Morris, besser be-

Im Vergleich zu Büchern und zum Film treffen die Spielenden die Entscheidungen.

kannt unter dem Online-Namen Sodapoppin, «Among Us» aus und begann den Titel zur Freude seiner 2,8 Millionen Follower auf der Videogame-Plattform Twitch zu streamen. Mitte September ging das Game viral und erhielt Hilfe von Superspreadern wie Pewdiepie (107 Mio. Abonnenten auf Youtube) und James Charles (24,4 Mio. Abonnenten auf Youtube). Dass die US-Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez auf Twitch vor laufender Kamera durch die Gänge von «Among Us» schlich, Gegner abmurkste und dabei von über 400 000 Zuschauerinnen und Zuschauern verfolgt wurde, setzte dem Kult-Game Ende Oktober die Krone auf.

So viel Glück widerfährt einem Titel selten, doch «Among Us» brachte zwei wichtige Dinge mit, die dem Corona-Zeitgeist entsprachen: ein einfaches und in der Gruppe spielbares Prinzip,

das keine lange Erklärung verlangte, sondern den «Das ist ja wie ...»-Effekt auslöste. Und: Paranoia. «Among Us» ist gewissermassen eine Allegorie auf die heutige Situation: Man trifft sich in einer kleinen Gruppe – unter Freunden sind die Häme und die Spannung am grössten. In diesem Häufchen versteckt sich ein Mörder, der hinterrücks Mannschaftsmitglieder abräumt. Wer heute jemanden – selbst die beste Freundin oder den liebsten Kumpel – trifft, weiss nicht, ob sie oder er Träger des Coronavirus sind. Das Gegenüber kann, wenn nicht gerade den Tod, so doch Übles überbringen, ohne dass man sich dessen bewusst ist. Das Virus ist eben unter uns.

«Among Us» ist zwar das einzige Gratispiel, das sich über zwei Monate an der Chartspitze behaupten konnte, aber bei weitem nicht das einzige Game, das sich in der Schweiz grosser Beliebtheit erfreut. Betrachtet man über die vergangenen Monate die Charts der kostenpflichtigen Titel, so fällt bei den allgemein als spiefreudiger bekannten iPhone-Usern ein Titel auf: «Plague Inc.».

2020 ist kein Monat vergangen, ohne dass Herr und Frau Schweizer sich damit vergnügt hätten, ein möglichst tödliches Virus in die virtuelle Welt zu entlassen. Interessant dabei: Das Strategiespiel «Plague Inc.» wurde bereits 2012 veröffentlicht und war schon in den vergangenen Jahren immer in den helvetischen Top Ten von Apples App-Store vertreten. Früher konnte man die Wahl des makabren Titels mit dem Phänomen der Angstlust erklären, was in Zeiten der Pandemie bei weitem nicht so ist. Nun dürfte wohl Kontrolle und die damit verbundene Selbstwirksamkeit punkten.

Bedürfnis nach (Auf-)Bauen

Im Vergleich zu Büchern und zum Film treffen die Spielenden die Entscheidungen – nicht die Autorin oder der Regisseur. Dafür müssen die Gamer auch mit den Konsequenzen ihrer Handlungen leben. Vor diesem Hintergrund kommt «Plague Inc.» möglicherweise ein fast therapeutischer Effekt zu in der ohnmächtigen Corona-Situation. Auf spielerische Weise versucht man die Pandemie in den Griff zu bekommen – und wenn es nur darum geht, deren Verbreitung zu verfolgen und durch die Visualisierung an ihr teilhaben zu können.

Doch die Game-Welt ist zum Glück nicht nur von heimlichen Mördern und Virenschleudern bevölkert. Über sämtliche Plattformen ein Spitzenreiter ist und bleibt «Minecraft». Das vielfach als «digitales Lego» bezeichnete Game war im Apple App Store der meistverkaufte Titel des Jahres sein. In Anbetracht der Krise scheint das Bedürfnis nach (Auf-)Bauen gross zu sein, und auch der Schweizer Bestseller, «Landwirtschafts-Simulator 20» des Schlierener Studios Giants Software, weist in die gleiche Richtung. Es besteht also noch Hoffnung.

Design

Schweizer Mode? Es gibt sie!

Mark van Huissing

Wild Thing: Modeszene Schweiz. Museum für Gestaltung, Zürich. Bis 11. April 2021

«Gibt es Schweizer Mode überhaupt?», fragt Karin Gimmi, Kuratorin der Ausstellung, während der Vorbesichtigung. «Es gibt Schweizer Designer, zahl- und erfolgreiche sogar, aber keine Schweizer Modeindustrie im engeren Sinn», antwortet Co-Kurator Christoph Hefti. Er ist selbst Designer; der Schweizer arbeitete für Jean-Paul Gaultier oder Dries Van Noten, zurzeit entwickelt er Stoffe für Mugler in Paris.

Nachdem das geklärt ist, kann man sich auf die eher kleine, aber schön gestaltete Schau einlassen, die sich in elf «Inseln» präsentiert. Sie heissen «Outdoor», «Refresh» oder «Female Power» und zeigen Kleidungsstücke sowie Accessoires, deren Auswahl sich mal mehr (Parka und Schlafsack von Mammut für «Outdoor»), mal weniger («Female Power») erschliesst.

Eine Herausforderung des Entwickelns von Kleidung und Accessoires liegt darin, dass die Ansprüche vieler Designer von denen vieler Modekäufer abweichen: Kunden suchen schön-



Kreative und kommerzielle Chancen.

ne Stücke, in denen sie gut aussehen und/oder die ihnen bei bestimmten Aktivitäten dienen. Modemacher wollen hingegen interessante, innovative Designs realisieren. Das Ergebnis im Auge des nicht besonders geschulten Betrachters ist, dass Labels mit käuferfreundlichen Kollektionen professioneller und ernstzunehmender erscheinen. Ein Beispiel ist En Soie von Monique Meier, der Frau von Dieter Meier, das mittlerweile von den Töchtern geführt wird. Wohingegen Entwürfe, die einem Konzept folgen –

Collective Swallow; zwei junge Absolventen der Fachhochschule Nordwestschweiz zeigen ihre dem Brot gewidmeten Kreationen – als ein wenig gesucht oder als L'art pour l'art verstanden werden können.

In der Schweiz fehlt es eher an Ersteren. Was wohl damit zu tun hat, dass es in unserem Land, wo keine Modeindustrie wie in Frankreich, Italien, Grossbritannien oder Amerika vorhanden ist, nur wenige Labels gibt, die es geschafft haben und als Rollenmodelle gelten. Andererseits haben in jüngerer Vergangenheit Schweizer Designerinnen, die auf gewagte Entwürfe setzten, hohe Aufmerksamkeit erzielt. Und hatten damit wohl auch kommerziellen Erfolg, zu-

Schweizer Designerinnen, die auf gewagte Entwürfe setzten, haben hohe Aufmerksamkeit erzielt.

mindest ein bisschen. Die in Zürich arbeitende Yvonne Reichmuth verkaufte Stücke ihrer von Sadomaso beeinflussten Linie aus schwarzem Leder an Kylie Jenner (die den «Gürtel» eher als Rock trug); Billie Eilish und Cardi B sind ebenfalls Kundinnen. Oder Guya Marini (Zürich) und Carmen D'Apollonio (Los Angeles) haben ihre Marke Ikou Tschüss dank dem «Crocheted Silk Scarf», einem gehäkelteten Seidenschal, auf die Landkarte des Planeten Mode gesetzt.

Kreative und kommerzielle Chancen bieten sich auch, wenn Schweizer Designer auf handwerkliches Können setzen, was bei uns nahe liegt. Das zeigt seit Jahren Heinrich Brambilla, bürgerlich Heiner Wiedemann, mit seiner «Demi-Couture» – die Kleider auf Halbmass kosten viel weniger als die Hälfte von Couture, bieten aber deutlich mehr als halbe Schneiderkunst. Professionell, ja meisterlich sind auch Cécile Feilchenfeldts Stoffe; sie entwirft solche in Paris für Schiaparelli, das Haute-Couture-Haus.

Ab und zu – gemessen an der Einwohnerzahl der Schweiz nicht einmal so selten – gelingt einem Designer beides, sich selbst zu verwirklichen und dennoch (oder deshalb) eine bekannte Abnehmerin oder Kooperationspartnerin zu finden. Kevin Germanier zum Beispiel entwarf ein Konzeptkleid für Björk, die isländische Popmusikerin, oder Julian Zigerli arbeitete schon vor Jahren mit Katharina Grosse zusammen – die Malerin gilt heute als eine der wichtigen Künstlerinnen Deutschlands.

«Wild Thing», der Name der Ausstellung, wird nicht oft in Verbindung mit unserem Land gebracht. Genauso wie Mode und Schweiz auch kein offensichtlicher Match sind. Wer aber genauer hin- respektive sich die Schau gleichen Namens ansieht, findet heraus, dass Leute aus und in unserem Land erstens Mode machen. Und zweitens manchmal erst noch recht wilde.

Jazz

Ein Fund für Philologen

Peter Rüedi

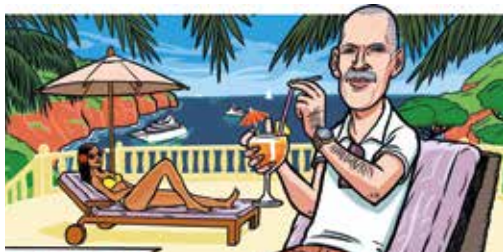
Phil Woods: The Classic Albums Collection 1954–1961. Enlightenment EN4CD9138 (4 CDs)

Gesamtausgaben sind entweder Grabsteine oder Denkmäler oder beides zugleich, errichtet wider das Vergessen. Das betrifft zu Lebzeiten Gefeierte wie Verkannte. Wie alle irgendwo dazwischen. So auch den Altsaxofonisten Phil Woods (1931–2015), der lange als Statthalter Charlie Parkers auf Erden gleichzeitig geschätzt wie unterschätzt wurde. Er betrat die enorm lebendige, aber auch etwas restaurative Jazzszene der fünfziger Jahre kurz vor Parkers frühem Tod 1955, und den Ruf als dessen Nachfolger entfachte nicht nur seine vom Bebop geprägte Musik, sondern auch der Umstand, dass er Parkers Witwe Chan Richardson heiratete. So wurde Woods zu einer Ikone des Post-Bop vor dem Begriff, erstaunlich produktiv schon rein quantitativ als Leader eigener Formationen wie als gesuchter Solist in grösseren Verbänden von Quincy Jones bis Benny Goodman.

Dabei wurde mehr beachtet, was ihn als Parkers Nachfolger auswies, als das, was ihn von diesem unterschied: eine eigene Klangsprache, vor allem aber ein besonderes Flair für die dynamische Architektur von klug gebauten und intensiven, weit ausgreifenden Improvisationsflügen (Musterbeispiele dafür sind seine epochalen Soli auf den Tentett-Aufnahmen von Thelonious Monk, «At Town Hall»). Sind uns die klassisch austarierten Quintettaufnahmen des späten Woods mit langjährigen Partnern wie Tom Harrell, Hal Galper oder Bill Goodwin oder, zuvor, die mit seiner European Rhythm Machine noch eher präsent, sind seine frühen Stücke aus den Fünfzigern fast verschollen.

Das will eine Edition von vier CDs beheben, mit denen das Label Enlightenment, nun ja, nicht gerade eine Gesamtausgabe des Frühwerks, aber doch die Re-Edition von acht wichtigen LPs daraus unternimmt. Aufregend deshalb, weil sie die Sicherheit und Eigenständigkeit von Phil Woods selbst in den Anfängen, im intensiven Strahlungsbereich von Parker beweist: in den näher oder schon etwas ferner am Bebop orientierten Aufnahmen unter anderem mit den Trompetern Jon Eardley, Donald Byrd, Kenny Dorham oder Ray Copeland, den Pianisten Tommy Flanagan oder Red Garland und dem Drummer Philly Joe Jones. Und es fehlen auch nicht zwei Exemplare von Woods' Erfolgscombo mit dem Altisten Gene Quill (Phil and Quill) sowie sein einziges, etwas überambitioniertes (überarrangiertes) Projekt für das Label Candid («Rights of Swing»).

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs Künstlerfreunde

Mark van Huissingling

Mein vergangenes Wochenende lässt sich als *social*, gesellschaftlich, beschreiben – ich verliess die Wohnung. In seinem Studio in Uetikon am See eröffnete Michel Comte seine Show «Erosion II», in der der Schweizer Künstler Werke zeigt, die er als «sanfte Erinnerungen an die Realität» beschreibt; bei den Stücken aus Glas, Granit, Holz, Keramik, Metall und Papier geht es um den Klimawandel. Weitere Werke («Erosion I») sind in der Galerie Urs Meile in Luzern zu sehen («Erosion I und II» noch bis 29. Jan. 2021).

Richtig gelesen: Michel Comte, «Schweizer Künstler», nicht «Star-Fotograf» oder so. Klar, wer regelmässig Artikel Ihres Kolumnisten verfolgt, für den sind das *old news*. Vor sechs Jahren schrieb ich, dass Comte am Telefon – er lebte damals in Los Angeles – «mit viel Überzeugung, ja Begeisterung von einem Kunstfilm mit Namen «Light» über die Erosion der Gletscher, den er bald im Pariser Museum Palais de Tokyo vorführen werde», erzählte.

Die Rückmeldungen auf die Story waren mehrheitlich streng urteilend. Es war, so sah's aus, schwer erträglich, dass Comte, dem viele in der Schweiz nicht mal nachhaltigen Erfolg als Berühmtheiten-Fotograf zugestehen mochten, plötzlich Künstler geworden war – könnte ja jeder kommen und *serious art* machen wollen, mit sechzig.

Mittlerweile ist Michel Comte 66, seit drei Jahren in Küsnacht zu Hause – und sein Leben als Ernstzunehmender hat offiziell angefangen. In einer Samstagausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung* erschien eine Doppelseite über den «Schweizer Künstler, der an der Grenze der Türkei und Syriens ein riesiges Land-Art-Projekt realisiert». Manche Dinge brauchen ihre Zeit, schrieb die NZZ-Kritikerin, bezog das aber

auf die «Dichotomie von Michel Comtes künstlerischer Karriere», nicht auf den Meinungsumschwung von Journalisten ihm gegenüber.

MvH hat einen weiteren talentierten Freund: Ata Bozaci, den 46-jährigen Schweizer türkischer Herkunft, aufgewachsen in Burgdorf, der sich als bildenden Künstler mit Street-Art-Background beschreibt. Sein bisher auffälligstes Werk ist ein 27 Meter hohes Wandbild in Shenzhen, es zeigt ein Baby an einem Smartphone. Ein vergleichbares Werk (wenn auch anders, was das Sujet betrifft) hätte er am Zürcher Swissmill-Tower vollbringen sollen, wenn der Vorschlag der Microsoft-Verantwortlichen vor drei Jahren durchgekommen wäre – doch das hier ist die Schweiz, nicht China.

Auch über Ata habe ich schon geschrieben – «vom Sprayer zum Künstler, der digitale Werke hervorbrachte, und wieder einen Schritt retour zum Künstler, der sprayt». Das ist jetzt etwas mehr als zwei Jahre her. Noch hat sich kein internationaler Galerist bei ihm als Repräsentant beworben, und die Doppelseite im Feuilleton der Samstag-NZZ ist noch nicht erschienen.

Für seine neusten Werke hat Bozaci, der in Zürich lebt, seine Technik erneut entwickelt. Er bearbeitete Holz mittels eines Laserverfahrens, dadurch bekommt das Medium haptische Eigenschaften und gewinnt an Tiefe,

*Könnte ja jeder kommen
und serious art machen wollen,
mit sechzig.*

sagt er. Plus: «Holz lebt, es reagiert unterschiedlich, so entsteht jedes Mal ein Unikat.» Ab morgen sind Bilder, die er mit Hilfe der von Strasserthun entwickelten Lasertechnologie herstellte, im Zürcher Showroom des Unternehmens aus Thun, einer ehemaligen Schreinerei, zu sehen (Ausstellung «4478 m ü M.», Bäckerstrasse 58, noch bis 15. Jan. 2021; hier haben Sie's zuerst gelesen).

And last, but not least war ich im «Orsini», das zum «Savoy Baur en Ville» gehört. Dort hin zu gehen, hat eine bestimmte Dringlichkeit bekommen, seit bekannt wurde, dass das Hotel in zwei oder so Jahren geschlossen und weitere zwei Jahre später, frisch umgebaut und durch die Mandarin-Oriental-Hotel-Gruppe betrieben, wiedereröffnet werden soll; am Standort des edlen Restaurants sei weiterhin

ein Esslokal geplant (nicht hier haben Sie's zuerst gelesen, Quelle: NZZ). Doch ob es sich dabei um ein italienisches Restaurant handeln wird?

Wie fein das Essen im «Orsini» schmeckt, hat jüngst ein Kollege in der *Weltwoche* beschrieben. Ich hab Folgendes zu ergänzen: Natale Morana, Maître d'Hôtel, liefert zudem etwas, was nicht auf der Karte steht. Nämlich dass man sich als Gast – MvH *et famille* waren Gäste des Hauses – willkommen fühlt sowie, ebenfalls nicht zu unterschätzen, ein bisschen wichtig vorkommt. Gehen Sie mittags hin, falls Sie leichte Laune suchen, solche findet man zurzeit nur schwer.



UNTEN DURCH Stille Nacht

Linus Reichlin

Elsie, die Mutter meines besten Freundes Bruno, geht auf die neunzig zu. Aber sie kocht noch selber Tiefgefrorenes, und im vorletzten Sommer lief sie im Garten ihres Hauses noch hinter dem Sitzrasenmäher des Gärtners Mirko her, und wenn da ein überlanger Grashalm stehenblieb, zwackte Elsie ihn mit der Gartenschere ab. Denn bücken konnte sie sich noch. Nur das Wiederaufrichten klappte nicht immer. Dann musste Mirko von seinem Sitzmäher absteigen und Elsie vorsichtig wieder in die Vertikale beugen. So war das jedenfalls vor Corona. Seit der Pandemie lässt Elsie Mirko nicht mehr in den Garten. Sie leert nicht einmal mehr den Briefkasten. «Glaubst du, ich will eine Schmierinfektion bekommen», sagte sie am Telefon zu Bruno, «bloss weil ich eine blöde Stromrechnung anfasse!»

Elsies Grossonkel ist 1940 an der Spanischen Grippe gestorben, sie weiss, wovon sie spricht! «Mama», sagte Bruno, «1940 gab's die Spanische Grippe nicht mehr. Aber es gab noch den Alkoholismus. Und genau an dem ist dein Grossonkel gestorben.» «Papperlapapp», sagte Elsie,

«stell mir das Toilettenpapier vors Gartentor und deck es mit Plastikfolie ab, falls es regnet. Ich hol's dann in einer Woche ins Haus. Dann sind die Bakterien tot, hab ich im Internet gelesen.» «Es sind Viren, Mama», sagte Bruno, «keine Bakterien.» «Jesses, Viren», sagte Elsie, «warum sagst du mir das erst jetzt!» Sie legte sofort auf. Viren traute sie im Gegensatz zu Bakterien auch eine Übertragung übers Telefonkabel zu. Ja, und in einer Woche ist bekanntlich Weihnachten. Ein Fest, das Bruno seit 62 Jahren stets mit seiner Mutter verbracht hat.

Ende September schickte Elsie ihm einen Brief mit ihren Bedingungen für die Teilnahme an der Weihnachtsfeier: «1. Es müssen alle Familienmitglieder Fdd3omasken tragen. Auch beim Essen! Ich habe es ausprobiert, das geht sehr gut. Man kann das Essen von unten hinter der Schutzmaske mit der Gabel gut zum Mund führen. Dazu muss man nur die Maske ein bisschen lüpfen. Aber nicht zu sehr! Sag deiner Frau, sie soll das lernen. Das wird sie ja wohl auch ohne Studium können! 2. Ich komme erst nach dem Essen. Ich warte draussen im Auto. Wenn die Bescherung ist, rufst du mich an. Atme nicht so viel in den Hörer! Rolf und Katrin dürfen da sein, wenn ich komme, aber meine Enkelkinder Mia und Lorenz sollen spielen gehen, am besten im Wald. Ich würde es nicht ertragen, dass ich sie nicht umarmen darf. 3. Alle Geschenke müssen desinfiziert sein mit dem Mittel Virugrad Sterilius, das hat die Apothekerzeitung empfohlen. Sie sagen, in dem Mittel kann kein Lebewesen länger als 10 Min. überleben. 4. Ich esse nicht die Guetsli von deiner Frau und sage auch nicht, dass sie gut aussehen. Dies ist nicht die Zeit für falsche Höflichkeit!» Bruno antwortete ihr in einem Brief (ans Telefon ging sie ja nicht mehr): «Liebe Mama! Da meine Frau und ich seit vier Jahren geschieden sind (am Tag der Scheidung hast du geweint vor Freude, erinnerst du dich?), können wir die Punkte 1 und 4 deiner Liste streichen. Lass uns einfach unter Einhaltung der Hygienevorschriften ein schönes, heimeliges Weihnachtsfest miteinander verbringen!»

Vor zwei Tagen schickte Elsie Bruno wieder einen Brief: «Lieber Brüneli. Ich musste mich entscheiden zwischen einer Ansteckung durch euch Jüngere und einem heimeligen Weihnachtsfest. Das fiel mir nicht leicht. Aber jetzt habe ich mich endgültig für die Ansteckung entschieden! Lieber möchte ich mit euch noch

einmal den Christbaum anzünden, auch wenn es mit meinem Tod endet. Vor allem das Weihnachtslieder singen ist ja gefährlich, weil so viele Viren i+n der Luft verteilt werden. Aber lieber singe ich mit euch noch einmal die erste Strophe von <Stille Nacht>. Den Text von der zweiten weiss ja sowieso keiner. Und wenn ich 2 Wochen später sterbe, kann ich wenigstens sagen, sie haben mich bei <Stille Nacht> angesteckt. Aber sie haben es nicht böse gemeint. Das ist doch schön! So muss Weihnachten sein!»



FAST VERLIEBT

Warum Frauen die Ehe samt Scheidung wollen

Claudia Schumacher

Frauen schleifen Männer häufiger vor den Altar als umgekehrt. Dabei spricht die Forschung eine klare Sprache: Frauen werden in der Ehe weniger glücklich als Männer. Es gehört zu den penetranten Wunderlichkeiten der Menschheit, dass diese Tatsache nichts am Verhalten ändert. Und so schleifen Frauen ihre Männer weiter vor den Altar – nur, um sich später von ihnen scheiden zu lassen. Denn auch das ist längst belegt: Deutlich mehr Frauen als Männer reichen Scheidungen ein.

Eine meiner Freundinnen hat das Spiel schon als Teenagerin begonnen und ist jetzt, Ende dreissig, zweimal geschieden. «Ich war immer diejenige, die jede Beziehung beendet hat, immer!», sagt sie stolz. Trotzdem kränkt es sie, dass ihr neuester Partner ihr noch keinen Antrag gemacht hat. Lustigerweise sieht sie keinen Zusammenhang. Auch deshalb schreibe ich so gerne über Liebe: In keinem anderen Bereich des Lebens sind selbst die klügsten Menschen so blind wie hier und nirgends so menschlich – mit aller Albernheit, die dazu gehört.

Aber warum ist der Trieb in die Ehe hinein und aus ihr heraus vor allem bei Frauen so stark? Und warum lassen viele Männer beides eher passiv über sich ergehen? Betrachte ich mein eigenes Umfeld, zeichnet sich eine Tendenz ab: Frauen ist es wichtiger als Männern, geliebt zu werden. Ganz fest geliebt, bis in alle Ewigkeit. Das mag psychologisch auch damit zusammenhängen, dass viele Männer immer ein Stück weit mit der eigenen Mutter verheiratet bleiben, deren bedingungsloser Liebe sie versichert sind – und für die sie herzlich wenig tun müssen. Die Liebe zwischen Müttern und Töchtern ist hingegen oft säuerlicher, entsprechend erkämpfen sich Frauen auch später die Liebe härter. Bei meinen verheirateten Freundinnen war es sehr wichtig, vom Partner ein bedingungsloses «Ja» zu ergattern, während meine geschiedenen Freundinnen ihr Ehe-Ende damit begründen, dass sie sich nicht geliebt fühlten.

Bei den dazugehörigen Männern erklärt sich aus meiner Sicht immer noch viel damit, dass ihr Zugang zur Gefühlswelt oft verbauter ist als bei Frauen. Männer scheinen häufiger nicht zu wissen, was sie neben der Arbeit überhaupt wollen, vom Leben und der Liebe. Eines Tages finden sie sich verwirrt vor dem Altar wieder. Dann bricht ihre grosse Zeit an. Endlich haben sie jemanden an der Seite, der nicht nur die Hauptverantwortung für Familie und Haushalt übernimmt, nein: Die Frau schliesst auch noch ihr Gefühlsleben auf, managt ihr Privatleben mit und formuliert Ziele. Ganz wie Mama damals.

Und die Frau? Wird noch schwanger, bevor sie sich scheiden lässt, und holt sich die bedingungslose Liebe, die sie vom Mann nicht kriegen konnte, vom Kind. Und das Spiel geht von vorne los.



Silberstreifen am Horizont

Irgendwann wird die Reise des unsichtbaren Passagiers zu Ende sein.



Das Betörende kann verletzen.

Ganz leicht kann man sich Sehnsucht als eine Kerze vorstellen, die manchmal an beiden Enden brennt, oft an einem, und deren Flamme immer wieder mal bedrohlich klein wird, flackert und droht auszugehen. Lange Zeit in diesen Shutdown-Zeiten nährte mich die Sehnsucht, trug mich fort in Länder und an Orte meiner Vergangenheit und meiner Zukunft, in denen das Leben sich nicht hinter einer Maske verstecken muss, in denen Menschen tanzen, trinken, an Tischen sitzen, sich umarmen, in denen die existenzielle Schwere eines Daseins wie ein von Wolken unbeschwerter Himmel scheint.

Eine Art Wachkoma

Mein kleines Licht flackert gerade, und das irritiert mich. Ich dachte lange, dass Sehnsucht umso mehr brenne, je trauriger und trostloser die Zeiten seien und die Tage, in denen man lebe. Ich dachte, mehr Melancholie mache mehr Sehnsucht. Ich bin mir nicht mehr sicher. Vielleicht habe ich einen schlechten Tag erwischt, mag sein, einen voller Selbstmitleid, einen Tag des Gejammers, und morgen ist da wieder ein Silberstreifen am Horizont der Sehnsucht.

Vielleicht aber, und das ängstigt mich, hängt der Verlust der Fähigkeit, sich woandershin zu flüchten und zu träumen, auch daran, dass die verordnete Isolation und die Unmöglichkeit, seiner Sehnsucht hinterherzureisen, die Sehnsucht wie anästhesiert und in eine Art

Wachkoma versetzt. Es scheint, dass ich gerade begreife, dass Sehnsucht zwar Melancholie braucht, eine romantische Traurigkeit, eine philosophische Tristesse, dass sie ist wie eine dornige Rose, die einen leisen Schmerz freisetzt, wenn man sie unachtsam berührt, die einen ein ganz klein wenig bluten lässt und daran erinnert, dass das Betörende verletzen kann, dass Sehnsucht aber auch Zuversicht braucht, um Gedeihen zu können, und Zuversicht scheint gerade weiter weg als eine kleine Insel im Irgendwo des Pazifischen Ozeans.

Wie der Rose muss man auch der Sehnsucht Wasser geben, damit sie sich entfalten kann, ihre Blüten gegen den Himmel recken und mit ihrem Duft bezaubern. Aber das Wasser, das jenen Boden tränkt, auf dem die Sehnsucht gedeiht, droht zu versiegen. Das Wasser, das ist das Leben an sich, sind seine Möglichkeiten. Die Möglichkeit, es in die Hände zu nehmen und zu tragen, wohin man es immer haben möchte, zumindest im Geiste, weil nur der Geist dem Leben jene Flügel verleihen kann, die es so leicht werden lassen, dass man nicht nach ein paar Schritten unter seiner Last zusammenbricht. Schon nur die Möglichkeit von Möglichkeiten würde genügen, diesen Tagen der erweiterten Halbgefangenschaft zu entkommen und ein Gefühl wiederzuentdecken; jenes der Freiheit. Möglichkeiten sind der Kern der Freiheit, weil es einen freistellt, sie zu nutzen oder eben nicht. Freiheit ist schwer

geworden in einer Welt, die sich gegen einen unsichtbaren Feind verteidigen muss, der auf seiner Reise jede Möglichkeit nutzt, sich dort überall einzuquartieren, wo Menschen sich nicht hinter Masken und Mauern verschanzen.

Die Welt an ihren besten Tagen

Irgendwann wird die Reise dieses unsichtbaren Passagiers zu Ende sein, ich weiss. Wir werden ihm die Flügel stutzen, und er wird zu einem Reisenden, der kein Dach mehr über dem Kopf haben und auch keine Nahrung mehr finden wird. Aber wann? Anders als bei einem Krieg wird es keine Kapitulation geben und kein definitives Ende. Keine Menschen, die erlöst und befreit aus ihren Schutzbunkern strömen und dann gemeinsam ein Fest feiern, das so gross und grossartig ist wie die Welt an ihren besten Tagen.

Ich sehne mich gerade nach der Sehnsucht, blicke durch das Fenster meines Arbeitszimmers in einen fahlen, vogellosen Himmel, und es fällt mir schwer, auch wenn ich die Augen schliesse, zu einem Himmel in prallstem Lapislazuli zu reisen, unter dem die Wellen eines Meeres sanft und leicht plätschern und sich mit dem Lachen von Menschen vermischen. Vielleicht ist es das; ich sehne mich nach dem Geräusch, das Lachen macht. Und danach, dass Sehnsucht wieder brennt, an allen Enden, und dass sie, wenn sie das Krankenbett dereinst wieder verlassen kann, ein bisschen mehr unverwundbar sein wird.

«Meine Krippe soll leben»

Katharina Fischer, 69, kreierte seit über dreissig Jahren Krippenfiguren. Sie kam von einer Männer- in eine Frauenwelt.

Mit meiner vier Jahre jüngeren Schwester kreierte ich seit über dreissig Jahren Krippenfiguren. Ende Oktober bis Anfang November arbeitete ich täglich zehn Stunden und mehr für die Krippenausstellung im Burgbühl, St. Antoni. Wir stellten etwa 400 Figuren aus und verkauften einen grossen Teil davon.

Das handwerkliche Flair hatten wir schon immer. Als ich zwanzig war, verkauften wir am Zibelemärit in Bern selbstgemachte *Bäbi*. Mit dem Campingtisch hockten wir auf den Bundesplatz. Nach drei Jahren wollte niemand mehr *Bäbi*. Also nähten wir Bären aus Plüsch. In Bern gingen die weg wie warme *Weggli*, wieder etwa drei Jahre lang. Meine Schwester schlug dann vor, Krippenfiguren zu machen. Das Fieber hat uns gepackt und hält bis heute an.

Unsere Figuren bestehen aus einem Drahtgestell, das wir mit Sisalschnur umwickeln. Darum binden wir einen Stoff und versehen die Figur mit einem Körper, den wir mit Kleidern schmücken. Das kostet je nach Grösse unterschiedlich viel: Eine dreissig Zentimeter grosse Maria mit dem Kindchen oder Josef mit Stab und Laterne verkaufen wir für je 185 Franken. Die kleinen Figuren sind um die 120 Franken – das ist *Nifeli*-Arbeit. Reich werde ich damit nicht. Ich bin froh, wenn ich mein Atelier bezahlen kann und ein bisschen Feriengeld übrigbleibt.

Meine Schwester und ich machen je unsere eigenen Figuren. Bei der Ausgestaltung ist sie noch pingeliger als ich. Wie lange ich für eine brauche, weiss ich nicht. Ich mache keine von A bis Z. Wenn ich Stoffe färbe, geht das drei Tage. Vor dem Fernseher bastle ich Schuhe. Auch das Kleidernähen gibt viel zu tun.

An der Arbeit interessieren mich die Materialien. Der Kopf ist aus Styropor und Knetmasse, die ich modelliere, trockne, schleife und überziehe. Mit den Kleidern und Stoffdetails entsteht dann eine lebendige Figur. Meine Krippe soll leben, wenn ich sie ausstelle. Wenn die Figuren dastehen mit Blick geradeaus und die Arme hängen lassen, lebt das nicht. Wichtig ist das Ausstaffieren, ein Laternchen in der Hand oder eine Flöte. Da bin ich eine Perfektionistin.

Eigentlich bin ich kaufmännische Angestellte. Als Kind wollte ich Hostess werden wie die meisten *Meitschi* in Steffisburg. Meine Eltern wollten, dass ich Lehrerin werde. Weil das nicht klappte, hätte ich gerne Bauzeichnerin gelernt, später

Architektin. Für Mädchen war das aber schwierig. Es hiess, wir gehen ins Kochen und in die Handarbeit, Buben besuchen Mathematik und Zeichnen. Wechseln durfte ich nicht, mein Gesuch wurde abgelehnt.

Ohne technische Fächer blieb mir nur das KV übrig. Ich war glücklich, als ich beim Bauamt, danach bei einem Augenarzt und später bei einer Krankenkasse arbeitete. Dann hatte ich eine Familie. Als meine zwei Söhne grösser wurden, kam es zur Scheidung. Ich nahm



Laternenchen und Flöten: Katharina Fischer.

eine Stelle auf einer Baustellenadministration an und blieb bis zur Pensionierung.

Danach eröffnete ich in Steffisburg mein Atelier und Geschäft für Krippenfiguren und Zubehör. Bald merkte ich, dass mir der Kontakt zu den Leuten fehlt. Also gab ich Krippenfigurenkurse. Ich kam von der Männerwelt Baustelle in eine Frauenwelt. Offenbar näht noch immer die Frau, weil sie sich vielleicht besser vorstellen kann, was man mit einem Stück Stoff auf dem Tisch machen kann – ich weiss es nicht.

Eine eigene Krippe habe ich nicht. Auch meine beiden Enkelkinder wollten keine, als ich sie nach den Weihnachtswünschen fragte. Das ist in Ordnung für mich, ich bin das ganze Jahr um die Figuren, ich habe sowieso schon eine Überdosis. Ablenken tut mich mein Hündchen, es heisst Zora.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Orakel-Force

Berset: Siehst du etwas?

Ackermann: Nein. Die Glaskugel ist immer noch trüb wie Nebel.

Berset: Etwas mehr Weihrauch, bitte.

Sommaruga: So, und jetzt?

Ackermann: Immer noch nichts.

Sommaruga: Sollen wir die Glaskugel auswechseln?

Ackermann: Das ist doch keine Glühbirne.

Berset: Vielleicht gibt es Sommer- und Winterglaskugeln.

Ackermann: Wie meinst du das?

Berset: Wie bei den Autoreifen.

Ackermann: Ich bin weder Elektriker noch Mechaniker, sondern Wahrsager.

Sommaruga: Was hast du denn früher so gemacht?

Ackermann: Ich war mal Wissenschaftler.

Sommaruga: Und wie kommst du zur Wahrsagerei?

Ackermann: Ich hatte Lust auf eine berufliche Veränderung. Hier ist es wieder!

Sommaruga: Wo?

Ackermann: Da! Das Virus!

Berset: Was macht es?

Ackermann: Es wird grösser ...

Sommaruga: Was will es uns sagen?

Berset: Vielleicht, dass wir den Mindestabstand vergrössern sollen?

Sommaruga: Oder die Ladenöffnungszeiten verkürzen?

Berset: Oder Weihnachten verbieten?

Ackermann: Jetzt wechselt es die Farbe.

Sommaruga: Was heisst das?

Berset: Vielleicht müssen wir die Alten wieder einsperren.

Sommaruga: Oder die Kindergärten schliessen.

Ackermann: Jetzt ist es weg.

Berset: Was hat das zu bedeuten?

Sommaruga: Vielleicht, dass wir nicht die Kindergärten, sondern die Skigebiete schliessen sollen.

Berset: Und das Singen verbieten.

Kuster: Hallo? Seid ihr bereit für die nächste Pressekonferenz?

Andreas Thiel

Ländliche Wein- und Tafelgenüsse

Bad Osterfingen, Zollstrasse 17,
8218 Osterfingen SH, 052 681 21 21.

In früheren Zeiten hatte es in unserer Familie dazugehört, alljährlich mindestens einen Ausflug ins ländliche Klettgau, genauer ins «Bad Osterfingen», zu unternehmen: Hier, jenseits des Rheins im Kanton Schaffhausen, ist die Landschaft noch immer ein Idyll – und wie fast überall, wo Wein angebaut wird, scheint auch hier das Leben einen Lauf zu nehmen, der ganz eigenen Geschwindigkeiten unterworfen ist.

Mit zwei guten Freunden fuhren wir ins «Bad Osterfingen», diesen Ausflugsort, der aus anderen Zeiten auf uns gekommen scheint. Wir wollten über Mittag einen Rehrücken geniessen, eine der herbstlichen Spezialitäten des Hauses. Um es vorwegzunehmen, der Rehrücken war ausgezeichnet, und alle klassischen



Zutaten waren schnörkellos und gemäss Tradition gekocht. Kein Wunder, dass hier in guten Zeiten pro Woche oft über sechzig Stück dieses prächtigen Wildbrets zubereitet werden.

Wie die alten Römer

Michael Meyer, Wirt und – vor allem – Weinproduzent, hat uns dann in seinem Reich herumgeführt, uns Fassproben verschiedener Weine verkosten lassen, vor allem aber seine ausgereiften Weine: Pinot noir und Pinot

blanc, aber auch andere Weinsorten. So dämmerte bereits die Nacht, als wir den gastfreundlichen Ort verliessen.

Schon die Römer sollen hier gelebt haben. Seit 1472 ist das Weingut in den Geschichtsbüchern erfasst. Und da der Sohn der Besitzerfamilie bereits in der Küche steht – so dass der Vater uns die Weine vorstellen konnte –, wird hier die Tradition Bestand haben. Vom Rehrücken haben wir bereits geschwärmt, aber der davor servierte Kabissalat – er kommt mit diversen anderen Salaten, alle in separaten Schüsseln, auf den Tisch – und die hausgemachten Spätzli waren genauso die Reise wert. Den Rehrücken sollte man vorausbestellen. Wer am Mittwoch über den Rhein fährt, kann die Kalbsleberli mit Rösti geniessen. Ferner auf der Karte: Rehpfeffer, Rehschnitzel, Rahmschnitzel, Kalbsfiletmedaillon, Kalbssteak, Geschnetzeltes mit Rösti...

WEIN/PETER RÜEDI

Die Champagnerlektion

Delouvin Nowack: Champagne Carte Noire Brut AC, 12%, Fr. 36.50; Champagne Bis Repetita Brut AC 2005, 12%, Fr. 52.–
Boucherville Zürich (www.boucherville.ch)

Ein Effekt, mit dem ein wöchentlicher Kolumnist zum Thema Wein zu rechnen hat, ist, dass er nach geschätzten tausend Ausgaben seiner Rubrik für einen Fachmann gehalten wird. Ist er nicht, in meinem Fall. Ich bin, halten zu Gnaden, ein Amateur oder Dilettant, allerdings im Wortsinn. Der meint nicht Stümperhaftigkeit, das denn doch nicht. Ich bin einer, der Wein liebt und sich an ihm erfreut. Einer, der zugegeben lieber trinkt als degustiert, was ihm gefällt. Für subtilen «Zapfen» in einem Wein, den auszumachen Tischrunden regelmässig von mir erwarten, hat meine Frau Sibylle entschieden die feinere Nase. Natürlich hinterlassen die über Jahrzehnte entkorkten Flaschen Spuren, Erfahrung im positiven und im negativen Sinn. Kein Mensch wird als Weinliebhaber geboren. Weintrinken muss man lernen (wie andere Sinnlichkeiten auch), und da sind Begegnungen entscheidend, nicht nur mit besonders prägen-



den Flaschen, sondern auch mit Personen, die mich für diese begeistern. Der unlängst verstorbene grosse Regisseur Werner Düggelin verhehlte auch nach seinem Zerwürfnis mit Dürrenmatt nie: «Vom Fritz habe ich Bordeaux trinken gelernt.»

Was mich zum Bekenntnis meines wörtlichen Dilettantismus veranlasst, ist der Umstand, dass ich nur mit Mühe Champagner beurteilen kann. Klar: Einen sehr guten Schäumer kann auch ich von einem miesen unterscheiden. Bei den Qualitäten dazwischen bin ich jedoch verloren. Lang war für mich Champagner vor allem ein Katergetränk, zum Entsetzen am Tag danach noch anwesender Freunde manchmal hälftig gemischt mit einem frischen Pils (ich garantiere: Die Barbarei wirkt Wunder).

Ich bin wohl bisher einfach nicht der Person begegnet, die mich Champagner trinken gelehrt hat. Allerdings mühe ich mich sozusagen um autodidaktische Weiterbildung. Eine goldene Gelegenheit dazu sind zwei Champagner von Geoffrey Delouvin, der in Vandières im Herzen des Marnets in elfter Generation (!) das Weingut Delouvin Nowack leitet, einen artisanalen Betrieb mit gut sieben Hektar Pinot-Meunier-Reben (eine fruchtbare Spezialität der Marne) und etwas Chardonnay. Schon der eine, ohne Jahrgang und ganz aus Pinot Meunier gebaut, ist ein sehr sauberer, delikater weiniger Trinkgenuss mit breitem Spektrum am Gaumen und schöner Aromatik (gelbe Früchte, Zitrus) und guter Säure. Der andere, aus 80 Prozent Chardonnay und 20 Prozent Pinot Meunier, ein Monsieur im besten Alter, 2005 geerntet und 146 Monate vor dem Degorgement in der Flasche gealtert, ist nicht nur wegen seiner Reife und der Auflage von gerade mal 1200 Flaschen eine Kostbarkeit: ein toller Wein, selbst wenn ich mir die Perlage wegdenke. Entschieden zu gut für meine Katertherapie. Ich lern's noch, das Champagnertrinken!

Wert und Werte

Der neue Audi A3 ist ein schön gemachter Kompaktwagen mit der Aura der Oberklasse. Das hat seinen Preis.



Der Preis für ein bestimmtes Gut wird in der Regel nicht nur auf einer ökonomischen, sondern vielmehr auch auf einer psychologisch-persönlichen Skala bestimmt. Was dem einen viel Geld wert ist, kann für einen anderen völlig bedeutungslos sein. Ein deutscher Dreisternekoch hat dieses Phänomen mir gegenüber einmal so ausgedrückt: «Meine Landsleute bezahlen anstandslos 30 Euro für eine Flasche gutes Motorenöl, den meisten käme es aber nicht im Traum in den Sinn, so viel Geld für gutes Olivenöl auszugeben.»

Der Grund dafür, dass ich über Preisfragen nachdachte, war ein neuer Audi, genauer gesagt, der Audi A3 Sportback 35 TFSI advanced Attraction. Über die Namensgebung in manchen Autokonzernen könnten sprachensible Menschen ziemlich ins Grübeln geraten, aber hier geht es um ökonomische oder eben psychologische und nicht um linguistische Feinheiten.

Hohes Niveau an Ingenieurskunst

Wissen muss man aber, dass Audi seine Motoren in neuen Zahlenreihen von 30 bis 70 klassifiziert, welche die jeweilige Leistungsstufe anzeigen. 35 steht also nicht, wie der oberflächliche Betrachter meinen könnte, für 3,5 Liter Hubraum, sondern für das zweitkleinste Audi-Leistungsspektrum, das von 81 bis 96 kW reicht.

Im Falle des Audi A3 bekommt man mit der Ziffer 35 einen schön gemachten Kompaktwagen in sehr guter Qualität, dessen tech-

nische Daten guter Durchschnitt sind: Mein Testwagen leistet 150 PS aus einem Vierzylinder-Turbomotor, dazu kommen Frontantrieb und ein 7-Gang-Direktschaltgetriebe. Mit einigen zusätzlichen Optionen und abzüglich gewisser Boni und Kundenvorteile stehen bei diesem Auto exakt 48 615 Franken auf dem Preisschild.

Mit dem Audi A3 war ich sehr gerne unterwegs: Das moderne Cockpit, die klaren Linien im Innenraum, die ausgezeichneten Assistenzsysteme, ein angenehmes Fahrwerk und viele gelungene Details ergeben in der Summe ein attraktives Auto. Zu einem vergleichbaren Preis allerdings bekommt man anderswo ein Allrad-SUV asiatischer Herkunft beispielsweise oder auch einen Golf GTI, der auf derselben Plattform gebaut wird wie der A3, aber deutlich mehr Leistung zu bieten hat.

Die Vorteile des Audi A3 sind dafür ein markanterer Auftritt mit hochentwickelter Lichttechnologie und einem grundsätzlich hohen Niveau an Ingenieurskunst. Das sind ganz offensichtlich bleibende Werte. Dazu kauft man sich natürlich das Image der Premium-Klasse. Und das sollte einem schon einiges wert sein.

Audi A3 Sportback 35 TFSI advanced Attraction

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbomotor, Frontantrieb, 7-Gang-Direktschaltgetriebe S-Tronic; Hubraum: 1498 ccm; Leistung: 150 PS/110 kW; max. Drehmoment: 250 Nm bei 1500–3500 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 8,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 232 km/h; Verbrauch (NEFZ): 4,7 l/100 km; Preis: 40 200.–



OBJEKT DER WOCHE Auf zum Fest

Mark-Darcy-Sticker
Für € 2.34 bei redbubble.com erhältlich

Mark Darcy machte die *ugly Christmas sweater*-Mode salonfähig. Sie erinnern sich vielleicht: Mit einem Glas Wein in der Hand und einem staubtrockenen Ausdruck, als hätte er in ein vergessen gegangenes Weihnachtsbiskuit des vorherigen Jahres gebissen, stand er kerzengerade zwischen den Gästen. «Bridget Jones's Diary» hiess der Film, und Mark Darcy, gespielt von Colin Firth, trug einen Rentier-Rollkragenpullover, der sich ans Gedächtnis des Publikums kuschelte wie wohl keine andere Strickware der Filmgeschichte.

Die Wirkung des Rotnasen-Tiers auf dunkelgrünem Grund war den Filmemachern bewusst: «Wir machten viele Entwürfe, es musste einfach richtig passen», sagte Regisseurin Sharon Maguire vor ein paar Jahren. Darcy werde im Film als verklemmter, hochnäsiger Tugendbold eingeführt, also hätten sie etwas «total Lächerliches» gesucht, um dieser Wichtigtuerei entgegenzutreten. «Weder Schneemänner noch Weihnachtsbäume wirkten so gut wie dieses Rentier. Und schliesslich musste es auch noch so ausschauen, als hätte ihm die Mutter diesen Pulli gestrickt.»

Es dauerte etwas, bis der Trend auf die Schweiz überschwappte, doch mittlerweile sind zur Weihnachtszeit auch hier die Kleiderläden voll von solchen Festtags-Jumpern. Wem sie aber für den trauten Familienkreis nach wie vor zu gewagt sind, der kann sich langsam an den feierlichen Darcy-Look herantasten. Mit einem Mark-Darcy-Aufkleber.

Benjamin Bögli

Hauptsache *instagrammable*

Baudelaire fragte in seiner Hymne an die Schönheit: «Kommst du aus hohem Himmel oder tiefen Schlünden/O Schönheit?» Der Schönheit haftet Göttliches an, aber auch Unheimliches, Bedrohliches. Für den Zeitdiagnostiker Byung-Chul Han bestimmt die Algophobie, die Angst vor Schmerzen, das gesellschaftliche Klima. Folglich tritt an die Stelle des verletzenden Schönen das bekömmliche Gefällige. Im Zeitalter des Like mutet der Kunst etwas Kulinarisches an. Sie wird konsumierbar – und *instagrammable*. Der Künstler Brian Donnelly, genannt Kaws, beutet die Ökonomie des Konsums aus. Die Sollbruchstelle, die seine Arbeit eben zur Kunst erhebt und nicht zur Dekoration herabsetzt, liegt darin, dass Kaws seine «Companions» auf antagonistische Art und Weise präsentiert: entspannt liegend, gegen den Himmel blickend. Im Dauerlärm von Posts, Likes und *shares* wirkt dies wohltuend entschleunigend. Das Interessante an Kaws' Kunst liegt in der Aura der Achtsamkeit bei gleichzeitiger Skalierbarkeit ihrer Verbreitung.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Aura der Achtsamkeit: «Companion» von Kaws.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Sehr geehrter Dr. M., wie beurteilen Sie den Erpressungsfall von Bundesrat Alain Berset? Offensichtlich ist hier etwas Privates passiert, was nicht an die Öffentlichkeit hätte kommen sollen. Die Behörden haben sogar Daten auf dem Computer gelöscht. Gleichzeitig sagen die Verteidiger von Berset, alles sei harmlos. Ist das nicht ein Widerspruch?

R.B. Solothurn

Ich kenne diesen Fall in erster Linie aus dem gutrecherchierten Artikel der *Weltwoche*. Er beruht auf einem Strafbefehl, welcher eine Frau betrifft, die versucht haben soll, Bundesrat Alain Berset wegen einer «geschuldeten Zahlung» zu erpressen. Die Erklärungen der Bundesanwaltschaft sowie des Amtsverteidigers dieser von Berset angeklagten Frau als auch des Anwalts von Herrn Berset sind vol-



ler Widersprüche. Die Bürger fragen sich zu Recht, ob hier nicht die Amtsführung eines Bundesrates beeinträchtigt wird. Gemäss der Bundesanwaltschaft sind die Unterlagen vernichtet worden, weil sie die Amtsführung des Bundesrates bei Bekanntwerden beeinträchtigt hätten.

Nun fragt man sich natürlich, um was für Unterlagen es sich handelte und ob deren Vernichtung gerechtfertigt war. Der Anwalt von Herrn Berset dagegen schiebt nach, es

seien dermassen harmlose Fotos, dass man sie sogar auf Instagram hätte veröffentlichen können.

Hier stellt sich die Frage, warum man sie dann vernichtet hat. Und für wie blöd hält man eigentlich die Bürger? Zudem widerspricht sich die Bundesanwaltschaft, wenn sie sagt, sie hätte nicht alle Akten vernichtet. Ja, welche dann und welche nicht? Eine saubere Abklärung und Darstellung wäre hier wohl besser.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Frédéric Arnault

Seit Juli leitet der 26-Jährige Tag Heuer. Der neue Chef über seine Pläne, die Zukunft der Uhrenindustrie und die grossen Fussstapfen seines Vaters Bernard Arnault.

Die 1860 in Saint-Imier im Berner Jura gegründete Uhrenmanufaktur Heuer – heute Tag Heuer in La-Chaux-de-Fonds – ist ein Kronjuwel im Portfolio des französischen Luxusgüterkonzerns Louis Vuitton Moët Hennessy (LVMH). Vor drei Jahren heuerte Frédéric Arnault, der zweitjüngste Sohn des LVMH-Architekten Bernard Arnault und der Pianistin Hélène Mercier, beim Schweizer Uhrenhersteller an. Da kam er frisch vom Mathematikstudium in Frankreich, mit Praktika bei der Unternehmensberatung McKinsey und bei der Abteilung für künstliche Intelligenz bei Facebook in Kalifornien. Drei Jahre später ist er CEO, verantwortlich für die Fortsetzung einer der eindrucklichsten Erfolgsgeschichten der Schweizer Uhrenindustrie.

Historische Modelle als Vorbild

«Mit Tag Heuer bin ich verbunden, seit ich zehn oder elf Jahre alt war», erzählt der neue Firmenchef. Damals habe er einen Tag-Heuer-Chronografen «Aqua-racer» geschenkt bekommen. «Ich liebte diese Uhr und trug sie oft.» Er möge die Produkte, die Kommunikation und die Markenwelt von Tag Heuer. Seine berufliche Laufbahn habe hier angefangen, weil ihn die Uhrenindustrie fasziniere und weil ihn die besondere Herausforderung der «Connected Watch» anzog: Im Jahr 2015 hatte Tag Heuer als erste Luxusmarke eine Smartwatch herausgegeben, die sich zu einem Verkaufsschlager entwickelte. «Das beeindruckte mich und zog mich an.»

Arnaults erster Auftrag war denn auch die Weiterentwicklung der «Connected Watch». Hier brachte er das technologische Know-how ein, das er bei Facebook gesammelt hatte: «Die besten Leute anziehen und dafür sorgen, dass ein Unternehmen innovativ bleibt.» Tag Heuer, so der Manager beim Treffen mit der *Weltwoche* per Videochat, beschäftige ein höchst innovatives Team von Hardware- und Software-Ingenieuren, welche neue digitale Er-

lebnisswelten für die Käufer der sportbetonten «Connected Watch» entwickelten. «Wir nehmen diese Sparte sehr ernst und entwickeln sie weiter zu einer tragenden Säule unserer Marke.» Im März lancierte Arnault in New York die neueste Generation. Vier Monate später war er CEO.

Einen weiteren Fussabdruck hinterliess der neue Chef mit der im Verlauf des Jahres lancierten Spezialedition und einer neuen Kollektion



Ikonische Produkte: CEO Arnault.

der Tag-Heuer-«Carrera» zum 160. Geburtstag des Unternehmens. ««Carrera» ist der wichtigste Name in unserem Produkte-Universum.» Die Philosophie der Jubiläumsausgaben bestehe darin, an historische Modelle angelehnte Designs mit modernster Uhrmachertechnik zu aktualisieren. «Das Herzstück dieser Uhren ist unser neuestes mechanisches Heuer-02-Uhrwerk», das beispielsweise bis zu achtzig Stunden Laufzeit garantiere. Erstmals wurden für

die neue Serie die Zifferblätter im eigenen Hause gefertigt.

Welche Ziele möchte Frédéric Arnault bei Tag Heuer erreichen? Am wichtigsten sei es, mit Neuheiten aufzuwarten. «Wie unsere Vorgänger wollen wir ikonische Produkte kreieren.» Das werde immer wichtiger, da sich die Kunden immer besser auskennen würden. Weiter will Arnault, beschleunigt durch die Corona-Krise, das Unternehmen näher an die Kunden heranführen. Ein Mittel dazu seien eigene Läden, wie der kürzlich an der Zürcher Bahnhofstrasse eingeweihte Flagship-Store. Aber auch die digitalen Kommunikationskanäle und den Online-Handel wolle er ausbauen.

Mehr Druck

Klar, die Pandemie habe für viele Umstellungen gesorgt. «Vieles davon waren aber Trends, die bereits zuvor eingesetzt hatten und jetzt beschleunigt wurden.» Tag Heuer sei etwas weniger von der Absatzkrise der Luxusindustrie betroffen als andere Marken, da «der lokale Handel sich recht erfreulich entwickelt» und das Unternehmen nicht besonders von der reisenden Kundschaft aus China abhängen.

Mittelfristig ist Frédéric Arnault für seine Firma und für die Branche der Luxusuhren zuversichtlich. «Das Bedürfnis und die Lust, schöne Uhren zu besitzen, werden eher zu- als abnehmen.»

Die Tatsache, dass er Tag-Heuer-CEO sei, zeige, «dass LVMH und meine Familie an die Zukunft der Schweizer Uhrenindustrie glauben». Ist es nicht auch schwierig, als Sohn von Bernard Arnault eines der LVMH-Unternehmen zu leiten? «Die Leute schauen sicherlich sehr genau hin, es gibt einen grösseren Leistungsdruck.» Ein Problem sei das aber nicht. «Unser Firmenmotto heisst schliesslich: «Don't crack under pressure» – knicke unter Druck nicht ein.

Florian Schwab

Miley Cyrus' wilde Renaissance

Als Teenie-Star musste sich Miley Cyrus von ihrem Hannah-Montana-Image befreien. Mit dem neuen Album «Plastic Hearts» wird sie zur Chefin ihres eigenen Lebens.

Anton Beck

Neuere Frisur, neuer Sound. Mehr Rock, weniger Pop und ein Gesang, der so krächzend wie kaputt ist – gespült mit einer Flasche Bourbon. «Plastic Hearts» ist seit gut zwei Wochen auf dem Markt und klingt ein bisschen, wie sich Millennials die Achtziger vorstellen. Inklusive Vokuhila und Billy Idol, der Cyrus auf einem Song begleitet und mit ihr trällert: «Night crawling, sky falling, gotta listen when the devil's calling.»

Zugegeben, Cyrus zeigt sich auf diesem Album nur selten von der verletzlichen Seite, greift lediglich bei «High» zur Akustikgitarre. Doch das schadet nicht, da «Plastic Hearts» einen anderen Ansatz als bisher verfolgt. Das Album gleicht einer verruchten Nacht mit Miley – «Yeah, it's been a long night and the mirror's telling me to go home». Dabei ist es für sie noch lange nicht Zeit, nach Hause zu gehen. Cyrus zeigt auf «Plastic Hearts» künstlerischen Mut und ist ihr bisher bestes Selbst. Endlich – denn es war eine lange Reise.

Tennessee-Cowgirl

Vor nicht allzu langer Zeit konnte die Welt Miley Cyrus noch beim Aufwachsen zusehen. «Hannah Montana», Cyrus' Teenie-Alter-Ego, eigens von Disney kreiert und promotet, war eine Coming-of-Age-Geschichte für die ganze Nation und darüber hinaus. Als Hannah durchlebte Miley in der gleichnamigen Fernsehserie alles, was Teenies eben so durchleben müssen. Nebenbei trat sie mit Langhaarperücke weltweit auf, immer unter Beobachtung ihres Vaters und Managers Billy Ray Cyrus – ein Country-sänger durch und durch.

Am auffälligsten zeigte sich Mileys Unselbstständigkeit an ihrem 16. Geburtstag in Disneyland. Cyrus durfte, zusammen mit den andern Teenie-Stars, lächeln und winken. Sie war «daddy's little girl», sie war «everybody's darling» und deswegen irgendwie auch ganz schön bieder und verkappt. Was folgte, war nicht viel angenehmer mit anzusehen. In einigen Kinofilmen gab sie das Tennessee-Cowgirl, ritt auf Pferden durch weite amerikanische Landschaften, lächelte schüchtern und schien auf den zweiten

Blick, das war das Schlimmste an dem ganzen Theater, doch nie wirklich zu lächeln.

Eine ganze Generation atmete auf, als Cyrus sich dann endlich aus dem Lasso ihres Vaters befreite, sich die Haare schnitt und färbte, die Zunge rausstreckte und mit ausgestreckten Mittelfingern sang: «We run things, things don't run we» – ein jamaikanisches Sprichwort, das Cyrus in ihren legendären Song «We Can't Stop» einbaute und das so viel bedeutet wie «Jeder hat sein Schicksal selbst in der Hand». Das Lied war und ist ein Fest.

Cyrus, damals Anfang zwanzig, badete in frechen Pastellfarben und eingängigen Popmelodien. Sie sang freche Zweideutigkeiten wie «Dancing with Miley», wobei das «i» wie

Im Jo-Jo-Effekt schleudert sich Miley wieder in die Selbstbefreiung – musikalisch wie imagemässig.

ein «o» klang und dann eben ein Verweis auf MDMA (im Slang «Molly» genannt) war. Mit «Bangerz», dem Album, auf dem «We Can't Stop» erschien, schrieb sie Popgeschichte; es wird auch noch in Jahrzehnten eines der besten Popalben aller Zeiten sein, denn es verkörpert alles, wofür Pop entsteht: bunt, frech und vorlaut zu sein, sich einfach alles zuzutrauen und keine Angst vor nichts zu haben. Nicht auf die

Aussenwelt zu achten, die eigene Herrin im eigenen Leben zu sein und verdammt nochmal zu tun und zu lassen, was einem gefällt, wann es einem gefällt. «Bestimme selbst über dein Leben», das war die grosse Botschaft von «Bangerz».

Feuer in Malibu

Lebensfreude mit Miley, endlich! Das war nach all den Jahren ein Aufatmen. Selbst über Liebeskummer sang sie in «Wrecking Ball», ebenfalls auf «Bangerz», frech und unbekümmert, wobei sie sich nackt auf eine Abrissbirne setzte. Auch dieser Cyrus-Song ist popgeschichtlich legendär, weil er die Botschaft beinhaltet, dass einem ein Liebes-Aus nicht schaden muss, solange man sich selbst hat.

Unterdessen hat sich vieles geändert. Die Klubs haben geschlossen, und die Party, von der Cyrus auf «Bangerz» noch versprach, dass sie nie enden wird, ist vorbei. Es sind ernste und fremdbestimmte Zeiten. Keiner hat mehr Freude an nichts. Wie auch, wenn der Staat vorschreibt, wer mit wem tanzen darf, und bei Bildern von massenhaft rumfummelnden jungen Leuten, wie Cyrus sie immer so gerne in Szene setzte, alle zusammenzucken?

Auch privat waren die letzten Jahre seit «Bangerz» für Cyrus kein Zuckerschlecken. 2019 nahm sich ein Feuer ihr Haus in Malibu, dann liess sie sich von ihrem Ehemann und Langzeit-Lover Liam Hemsworth scheiden, und diesen August verliess sie ihr neuer Freund Cody Simpson. Diesmal liess sich das alles nicht mehr einfach so wegtanzen.

Cyrus ist mittlerweile 28, mehr Frau als Teenager, der Ernst des Lebens, wenn es so etwas denn gibt, scheint näherzukommen. Auch beruflich war es kürzlich taff für Cyrus, ihr letztes Album, «Younger Now» (2017), war kein Hit, war wieder schüchtern und hatte wieder diesen Hannah-Montana-Touch. Sie hatte einen Schritt zurück gemacht, und die Fans hatten sich gefragt, ob die «Bangerz»-Miley vielleicht doch zu vorlaut gewesen war, sich zu selbstbewusst in die Masse gestürzt hatte und nach dem Rausch dann doch unweigerlich der





Hart erarbeitete Autonomie: Popstar Cyrus.

Morgen danach kommen musste. Mit fadem Geschmack auf der Zunge und einem seltsam schweren Gefühl der Leere in der Brust.

Blutorgie mit Dua Lipa

«Plastic Hearts» kommt also genau zur richtigen Zeit, stellt sich breitbeinig in die herrschende Musiklandschaft und wischt all die bösen Stimmen und Gerüchte beiseite. Cyrus war nicht zu vorlaut, sie gibt ihre Autonomie nicht wieder auf, sie wagt gar, in ein längst totgeglaubtes Genre, den 1980er Rock, vorzu-

dringen, und bleibt sich doch treu, indem sie etwa die Poptänzerin Dua Lipa mit aufs Album holt und sich mit ihr im Video zur Single «Prisoner» in eine Blutorgie stürzt.

Dazu sammelt sich auf Cyrus' Instagram-Profil so viel Nacktheit wie seit «Bangerz» nicht mehr. Im Jo-Jo-Effekt schleudert sich Miley also wieder vollends in die Selbstbefreiung – musikalisch wie imagemässig. «Plastic Hearts» ist gewissermassen also auch Cyrus' Renaissance, das endgültige Statement, dass sie nicht mehr zurückwill zum Hannah-Montana-Image, zur

Akustikgitarre und zu Pferdehöfen in Tennessee. Die wilde Miley, die mit Molly tanzt, war nicht einfach nur eine spätpubertäre Phase, sondern ist nun dauerhaft da.

Cyrus bietet mit «Plastic Hearts» daher auch einen Lichtblick, ein Versprechen an ihre Fans, dass sie sich die hart erarbeitete Autonomie nicht einfach so wieder nehmen lässt. In jeder Lebenslage.

Miley Cyrus: Plastic Hearts.
CD Sony Music Entertainment

Hat der Playboy ausgedient?

Das *Playboy*-Magazin transportiere ein veraltetes Frauenbild. Stimmt das?



Neulich habe ich mich eingehend mit Bildern von nackten Frauen beschäftigt. Anlass war ein Interview, das ich der deutschen *Bild*-Zeitung gab, die eine Doku über den *Playboy* drehte. Ich bin zwar keine Expertin in Sachen Sexualität; man kann mit mir besser über Videospiele sprechen oder über die Vor- und Nachteile von Lockenstäben. Aber ich habe gerne zugesagt, weil ich Frauen mag, denen das Gerede der anderen egal ist, die selbstbewusst ihr Ding durchziehen.

Der *Playboy* hat für die Männerwelt schon immer eine Sehnsucht verkörpert. Nackte oder fast nackte Frauen, deren Weiblichkeit und Sexyness stil- und lustvoll inszeniert ist – vielleicht kreieren die Bilder unbewusst eine Art sanfte Intimsphäre zwischen einem männlichen Hirn und der weiblichen Sexualität ganz allgemein. Ich fände diese Projektion keine so schreckliche Vorstellung.

Dank einer hüllenlosen Marilyn Monroe wurde das 1953 von Hugh Hefner gegründete Magazin in der ersten Ausgabe zum Knaller. In Zeiten der Spiessbürgerlichkeit avancierte der *Playboy* ein bisschen zum Revoluzzerblatt, die Nacktaufnahmen standen für sexuelle Befreiung. Man veröffentlichte auch Essays, Kurzgeschichten angesehener Autoren und Interviews mit Politikern. Erotik und Politik schliessen sich ja nicht aus. Heute kämpft der *Playboy* gegen sinkende Auflagen. Von 5,6 Millionen im 1975 sackten die Exemplare auf 210 000 im 2018. Im März 2020 wurde bekanntgegeben, dass die gedruckte Ausgabe eingestellt werde, laut den Herausgebern seien auch Einbussen bei den Anzeigen wegen der Corona-Krise ein Grund. Man konzentrierte sich nun auf das Online-Angebot.

In den Jahren nach Hefners Tod 2017 wurde der *Playboy* einer Radikalkur unterworfen. Aus

dem Motto «Entertainment for Men» wurde, politisch korrekt, «Entertainment for All»; die Hälfte der Redaktionsjobs wurde mit Frauen besetzt, und, wie man liest, es sei niemand älter als 35. Heute sind auch Frauenkörper zu sehen, die vom gängigen Schönheitsideal abweichen; es gibt sogar Nacktaufnahmen von Frauen mit Beinprothese. Es werden Interviews geführt – etwa mit der Erfinderin des Hashtags #MeToo, in dem es um sexuelle Gewalt gegen Frauen geht –, Artikel veröffentlicht über genderneutrales Spielzeug oder eine Fotostrecke, in der nackte Frauen durch Barcelona marschieren, um gegen ein Gesetz gegen nackte Brüste zu protestieren. Kurz: Man ist *woke*. Die Frage ist halt: Wen genau will man damit anlocken? Wer sich von Feminismuskampagnen angesprochen fühlt, dürfte kaum derjenige sein, der für Fotos nackter Frauen bezahlt. Oder doch?

Obwohl sich der *Playboy* um eine zeitgemässe Umsetzung weiblicher Sexualität bemüht, erheben noch feministischere Über-Feministen den Vorwurf, er verbreite ein herabwürdigendes Frauenbild: Frauen, die sich für ein Männermagazin nackt ausziehen oder gar – auweia! – als *Playboy*-Bunny auftreten; so frauenfeindlich! «Der *Playboy* hat ausgedient!», tröten sie im Chor. Und genau da zeigt sich einmal mehr der Widerspruch, in den sich die Feminist*innen so gerne verstrickt. Auf der einen Seite werden Frauen für ihre freizügigen, sexualisierten Auftritte gefeiert: Halbnaackte, twerkende Popsängerinnen oder Models, die sich in Unterwäsche in Spaghetti räkelnd; diese Selbstinszenierung wird als Zeichen von Emanzipation gesehen. Wenn Frauen sich aber vornehmlich für ein männliches Publikum entkleiden, ist das offenbar etwas komplett anderes. Lachhaft.

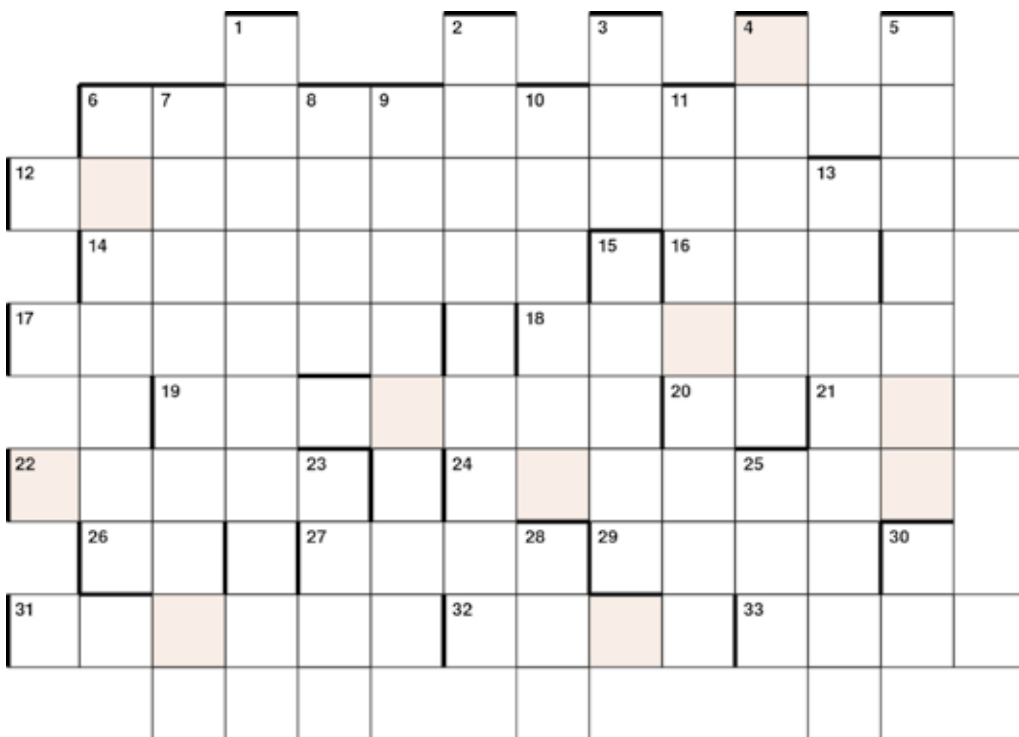
Es ist so: Wer sich ständig sexualisiert präsentiert, muss sich nicht wundern, als sexualisiertes

Wesen wahrgenommen zu werden. Aber Frauen, die ihre Sexualität selbstbestimmt einsetzen, transportieren grundsätzlich eher ein modernes Frauenbild. Ob Bunny am Event oder Twerken auf der Showbühne: Es ist ihre Entscheidung. Sie sehen sich dabei auch nicht als herabgewürdigtes Objekt. Frauen lassen sich noch immer gerne für den *Playboy* ablichten; für manche bietet es einen Start ins Showbusiness, andere finanzieren damit ihre Ausbildung. Ich kann mir auch vorstellen, dass es ein schönes Andenken ist, später, wenn man die erste Frische hinter sich hat, auf die Zeit der Fotos zurückzublicken.

Nur müssen wir uns nichts vormachen: Sich für ein Publikum nackt oder halbnackt auszuziehen, hat heute mit Feminismus nichts mehr zu tun. Das als feministischen Akt zu verkaufen, gibt vielleicht ein paar Likes auf Twitter. Aber es ist weder mutig, noch braucht es gegenwärtig einen Kampf für die sexuelle Befreiung; sie ist längst erreicht – dank den Frauen, die sich in einer anderen Zeit tapfer dafür eingesetzt hatten. Heute gilt: *sex sells*, es sichert einem Aufmerksamkeit, Klicks, Likes.

Vielleicht ist der *Playboy* ja ein Auslaufmodell. In Zeiten, in denen es praktisch auf jedem roten Teppich Busenblitzer gibt, wo Schauspielerinnen und Influencerinnen auf ihren Instagram-Kanälen nackte Haut in Dauerschleife präsentieren – in entschärfter Form, nicht ganz nackig wie die Playmates –, ist eine andere Art der Unterhaltung gefragt. Sexualität ist im Internet allgegenwärtig – und kostenlos. Das hat die Playmates wohl abgelöst. Aber solange Frauen Lust haben, sich für schöne Bilder auszuziehen und es ein Publikum dafür gibt, hat der *Playboy* durchaus seine Berechtigung im Universum.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Beim Hörfunk Tätige sind es.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Gesucht ist hier, was kategorial ist für das, was kontextual überall gesucht ist. **12** Ist oder sind – gross oder klein, im Verbund oder allein, ganz allgemein – im Nass daheim. **14** Ein Stempeln durch Matrizen, kopflos walzen, steppen oder twisten. **16** War eines Drachentöters Namensvetters Zauberpartner. **17** Das Räumchen im hinteren Teil von Madame Tussauds. **18** Definitiv sirenenhaft: für die einen Sirenenengesang, für die andern Sirenengeheul. **19** Wie die logische oder immerhin methodische Schwester der Moral. **20** Kurzform einer Form, die mehr zählt und sowohl dem All als auch dem Nichts fehlt. **21** Er verfasste schaurig literarische Schauerliteratur. **22** Unter anderen erhältlich in den Sorten: Scherz, Weck, Werbe und Beschwerde. **24** Arbeitet saisonal als Menschenschlepper. **26** So kennt man den Löffel vor allem als Messer. **27** Ohne Drum und Dran: ohne etwas drin. **29** Vielleicht sind manche für so manches blind, weil ihr Horizont schon bei der beginnt. **31** Furchtbar furchtsame Früchte. **32** Für Hans den Slawen: «Bitte wenden!» **33** Son cuatro entre dos y uno, entre dos y cuatro.

Senkrecht — **1** Sorgt bei Geräten für den Ballprall, bei Instrumenten für den Spannklang. **2** Sich das erste Stückchen einverleiben oder Interesse zeigen. **3** Macht, knapp, klar, dass es das noch nicht war. **4** Naturbelassener Wasserhasser. **5** Extremes Aus-der-Puste-Geraten aus moderat zerquetschten Tomaten. **6** Dieses Schicht- ist Davis' Tigers Leibgericht. **7** Nach dem Fall des dritten Reichs zugleich der Hauptstadt roter Bereich sowie die Hauptstadt des roten Bereichs. **8** Ein Akrolaktotechnologe. **9** Nicht etwa viertel nach zwei und fünf vor drei, eher viertel nach Urknall und fünf vor Dinosaurier. **10** Das Hauptgelenk für Hauptgesten. **11** Time flies like an arrow; fruit flies like a banana. **13** Das hippste Tier im längsten Potamus. **15** Je nachdem, ob interrogativ oder relativ verwandt, ist das Ziel noch unbekannt oder es wurde gerade genannt. **23** Der Dreher für Schliff und Schnitt aus dem Hause Ackermann und Schmitt. **25** Zu was war wird, wenn es war wahr wahr bleibt. **28** Wer daran dreht, dreht durch. **30** Dies(er) und das in Grasse.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 696



Waagrecht — **6** GANGSTERBOSS **13** RELIGION **14** LECK **15** FIORDE **16** DRACHEN **17** EINBEERE **18** UHR **19** DESTINATION **24** DRUSEN: unvollständig gefüllte Geoden **26** MONTI: Schweizer Zirkus **27** NEOZOEN **28** OEFTER **30** MIRTEKRAENZ

Senkrecht — **1** Der lateinische Satz ist Rätsel und PALINDROM zugleich. **2** AGGRESSOR **3** [PEN][DEN][ZEN] **4** KOECHIN **5** ASKET **6** GEFIEDEL **7** NIOBE **8** Egg sunny-SIDE up: engl. Setzei **9** TOERINNEN **10** RARE: engl. blutig (beim Steak) **11** «BLAU blüht der Enzian» von Heino **12** SCHROTT **20** TEE **21** AMOK **22** TOERN: von engl. turn (auch Runde) **23** NIE **25** UZI: israelische Maschinenpistole **29** Do, re, mi, FA, so, la, ti

Lösungswort — **GOLFSTROM**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Cartier

